Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/ueberdasmeerroma21parl

Hans Yarlow.

Ueber das Meer.

II.

Ueber das Meer.

Roman

von

Hans Parlow.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1895.

RBR
Lwrz
#34
W.2

I.

Die Stadt Montevideo liegt isolirt auf einer schmalen, nach Westen gerichteten Landzunge, welche sich wie ein Horn um eine geräumige runde Bucht krümmt. Auf der anderen Seite der Bucht ragt einige hundert Fuß der Cerro empor, der dunkle von der See aus imposant und beinahe unheimlich scheinende Hügel, welchen das Leuchtfeuer von Montevideo krönt.

Die Stadt selber ruht auf dem niedrigen Kamm eines Höhenrückens und sendet die breiten geraden Straßen nach beiden Seiten an die Ufer hinab, an welchen sie enden; hier nach der Bucht, dort nach dem Meer. Wenn man sich von der See aus nähert, so könnte man vermittels dieser Straßen hindurch bis in die Bucht sehen. Da aber die letzteren amphitheatralisch steigen, so sind sie nur als einige Dutzend Einschnitte bemerkbar, welche gleichmäßig von einander entfernt, je nach dem Stand der Sonne und zum Unterschied von dem weißgrauen Einerlei der Stadt in hellstes Licht oder dunkelsten Schatten getaucht sind.

Die Kauffahrteischiffe ankern in der Bucht; diejenigen,

welche hier Station nach Buenos Aires machen und die Kriegsschiffe ankern draußen auf der Rhede im grünen Wasser, das hier niemals die lehmgelbe Farbe des Flußwassers annimmt, aber auch ebenso wenig die reine dunkelgrüne Farbe des südatlantischen Seewassers. Ebbe und Fluth schieben hier unaufhörlich ineinander; von einer Flußströmung kann nur in sehr seltenen Fällen gesprochen werden, da die Fluth oft auf vierzig geographische Meilen, also noch weit über Buenos Aires hinaus, den Rio de la Plata aufwärts zieht, und erst im Unterlauf des Parana und Uruguay vollständig erstirbt.

Die Boote der Schiffe, welche auf der Rhede liegen, pflegen an der Spitze des Horns zu landen, auf dem Montevideo liegt. Daher liegen auf dieser Spitze die mit der Seefahrt zusammenhängenden amtlichen Gebäude, die Aduana u. s. w.; aber auch viele Tavernen, Absteigequartiere von Lootsen und dergleichen. —

Es war im November desselben Jahres. Im Hinterzimmer einer dieser Tavernen standen sich an einem frühen Morgen zwei Männer gegenüber.

Der Eine mochte etwas über fünfzig, der Andere über vierzig Jahre alt sein. Der Erste war schlank und hager und ging etwas vornübergebeugt. Das Gesicht war scharf gezeichnet; der schwarze Schnurrbart verlor sich nach beiden Seiten in dem schwarzen Kinnbart. Die schwarzen Augenbrauen waren zusammengewachsen; die schwarzen

Augen waren groß, ernst und düster. Die Manieren waren kurz, gemessen und etwas wegwerfend. Der Mann war ganz schwarz gekleidet; der lange Ueberrock hatte eleganten europäischen Schnitt; um den weißen hohen Kragen war mehrmals eine schwarzseidene Halsbinde gewunden. Auf dem Kopf saß ein breitkrempiger Filzhut, der tief in die Stirn gedrückt war. In der Hand ruhte ein Rohrstock, der oben mit Gold beschlagen und mit einer kleinen Ledertroddel versehen war.

Der Andere trug gleichfalls einen breitkrempigen Hut, hatte denselben aber in den Nacken geschoben. Auch sein Gesicht war bleich und besaß scharfe Linien; aber Alles war unregelmäßig und durcheinandergeschoben. Unstete Augen, blasse, nervös zuckende Lippen; lange bis über das Knie gehende Stiefel; ein langer, bis an den Hals zugeknöpfter Paletot, der ehemals schwarz oder dunkelgrün gewesen sein mochte, heute aber fadenscheinig und grün, braun und schwarz zu gleicher Zeit erschien.

In der Mitte des niedrigen Zimmers stand ein schmutziger Holztisch, daneben zwei Schemel. An den Wänden hingen einige Heiligenbilder und Porträts von Generalen in bunten Phantasieuniformen. Auf dem Tisch befand sich ein thönerner Krug mit Rothwein; daneben zwei gefüllte Gläser, von denen eines eben von dem Mann mit den langen Stiefeln auf einen Zug geleert wurde.

Nachdem er das gethan, setzte er das Glas mit solcher Gewalt auf den Tisch nieder, daß der darin enthaltene Weinrest herausspritzte.

„Wir haben ihn, mein General. Wir triumphiren, mein General. Die Freiheit, die Freiheit, die Freiheit. Alle Erlöser sind bisher von ihm gekreuzigt worden; Eure Exzellenz führt es durch. Mein General, wir haben ihn. Zwanzigtausend Gewehre? Der Bluthund! Nun kommt an ihn die Reihe, gekreuzigt zu werden. Die Freiheit, mein General, ich trinke auf die Freiheit!"

Der Bursche war im Begriff, sein Glas wieder zu füllen. Der General ließ ihn ruhig gewähren; als Jener aber das Glas wieder zum Munde führen wollte, hob er seinen Stock und schlug ihm das Glas aus der Hand. Das zersplitterte am Boden.

Der Andere schaute verdutzt auf seine Hand nieder, die ebenfalls mit dem Stock in unsanfte Berührung gekommen war.

„Es galt der Freiheit, Don Justo," sagte er kleinlaut.

„Gewäsch. Für Euch handelt es sich nur um das Geld, welches Ihr verdienen wollt. Ihr verdient es, indem Ihr so wenig wie möglich schwatzt, so viel wie möglich thut und in jedem Falle gehorcht!"

„Nur um das Geld? Nein, Sennor. Als Garibaldi hier in Montevideo die italienische Legion entließ, da drückte er Jedem von uns die Hand und sagte, bleibt

Euren Idealen treu, kämpft für die Freiheit und nur für die Freiheit. Ja, Sennor. Und wir drückten ihm ebenfalls die Hand und schworen —"

„Gewäsch!"

„Nein, Sennor. Um das Geld? Nein, Sennor. Wer mich kennt, weiß, wer ich bin. Garibaldi kannte mich. Ja, Sennor, ich bin —"

„Ein betrunkener Italiener. Zum Teufel, Mann, glaubt Ihr, daß ich hier stehe, um Euren Unsinn anzuhören?"

„Ich vertrete die gute Sache," behauptete der Andere hartnäckig. „Es lebe die Freiheit!"

Der General schlug leicht mit dem Stock auf den Tisch.

„Die gute Sache, welche Geld heißt. Laßt Euer Gewäsch, Mann, und denkt an das, was Ihr zu thun habt. Das Schiff, welches die Gewehre bringt, soll ein Schnellsegler sein. Nach meinen Nachrichten muß es beinahe sechzig Tage in See sein. Ihr Genuesen versteht etwas von der Seefahrt; wie kommt es, daß der Hamburger noch nicht hier ist?"

Der Genuese zuckte die Achseln.

„Don Justo, es kommt vor, daß schnellsegelnde Schiffe für diese Reise vier Monate gebrauchen."

Der General stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf.

„Seid thätiger, Mann. Treibt Euch mehr draußen auf der See herum und bringt mir endlich das Schiff."

„Mein General, Eure Exzellenz vergißt, daß das nicht die Hauptsache ist. Die Hauptsache ist, daß das Schiff günstigen Wind hat —“

„Nein, die Hauptsache ist, daß Ihr das Schiff nach Buenos Aires bringt, hört Ihr? Ihr, Verga! Ihr werdet von uns dafür bezahlt; aber anstatt uns allein zu dienen, wie wir es nach der Größe der an Euch gezahlten Summen wohl verlangen könnten, denkt Ihr ausschließlich an Euren eigenen Vortheil und bringt andere Schiffe nach Buenos Aires. Was wird daraus, wenn der Hamburger in Eurer Abwesenheit hier vorbeisegelt?“

„Mein General, ich habe es gethan, weil kein einziges Schiff in dreißig oder vierzig Tagen von Holland nach Buenos Aires läuft. Das habe ich benutzt; die Zeit ist vorbei; seit vierzehn Tagen liege ich auf der Lauer.

„Der Kapitän des Schiffes wird wissen, um was es sich handelt; setzt Euch mit ihm ins Einvernehmen. Wenn er nichts weiß, dann handelt schlau und vorsichtig. Der Makler ist ein Landsmann von Euch; hat er Euch nichts gesagt, wußte er nicht, ob der Kapitän —“

„Meldoni hat mir nichts gesagt. Da er wieder in Buenos Aires ist, können wir ihn auch jetzt nicht fragen, Don Justo.“

„Das Schiff kann jeden Augenblick einlaufen; wir müssen uns also auf Euren Scharfsinn verlassen, Verga;

und da ich weiß, daß Ihr, abgesehen von Eurem zeitweisen Gewäsch ein brauchbarer Mensch seid —"

„Sennor! Die Sache ist ganz falsch begonnen worden. Warum packte man die Gewehre in ein Schiff, dessen Ladung zum größeren Theil nach Buenos Aires bestimmt ist? Warum charterte man nicht ein Schiff für die Gewehre allein und bestimmte die Ladung nach Montevideo?"

Der General strich sich den Bart.

„Das sind Fehler, welche unsere Agenten drüben in Europa gemacht haben. Macht sie wieder gut, Verga, und legt den Hamburger vor Buenos Airos an einen Platz, der unbehelligt bleibt."

„Das ist nicht das Schwierigste, mein General. Das Schwierigste ist, auf welche Weise Sie die Gewehre an Martin Garcia vorbei die Flüsse hinauf schaffen wollen."

Der General lächelte und sagte nichts.

Martin Garcia ist die kleine befestigte Insel, welche im Oberlauf des Rio de la Plata den Zugang zu den großen Strömen beherrscht. Es ist dieselbe Insel, auf welcher Don Juan de Solis, der Entdecker des Rio de la Plata, 1516 seinen Tod fand. Sie scheint, obgleich im entferntesten Oberlauf des La Plata, doch mitten im Meer zu liegen, denn in keiner Richtung ist von ihrem Strande aus Land zu sehen. Ihre Wichtigkeit und ihre

Bedeutung als Schlüssel zu den großen Strömen besteht vor Allem darin, daß in unmittelbarer Entfernung von ihrem Ufer das tiefere Fahrwasser vorbeiführt. Denn trotz des meerähnlichen Aussehens dieses Flußgebietes ist dasselbe doch dicht mit Untiefen und vielfach gewundenen Sandbänken bedeckt.

„Die Garnison schwört auf den Bluthund. Wie wird man die Gewehre an Martin Garcia vorbeischaffen, Don Justo?“ wiederholte Verga seine Frage.

„Freund! Ihr seid dazu da, um zu gehorchen, und nicht, um uns Rath zu ertheilen. Eure Pflicht ist, das Schiff sicher vor Anker zu legen, dem Kapitän oder irgend einem Andern von der Mannschaft auf den Zahn zu fühlen unter irgend einem Vorwand noch einen Tag länger an Bord zu bleiben, dort Meldoni zu erwarten, ihm Eure Erfahrung mitzutheilen, seinen Weisungen zu gehorchen und Euch um weiter nichts zu kümmern.“

„Don Justo, Eure Exzellenz weiß —“

„Genug. Sind Eure Leute bereit, ist Euer Boot zur Hand.“

„Das Boot liegt dreißig Schritte von hier am Muelle.“

Der General schaute sinnend vor sich hin.

„Wie nahm meine Tochter die Nachricht auf, daß mein Bruder gestorben ist?“ fragte er nach einer Pause.

„Die Semnorita wurde ernst; aber nicht so ernst, wie man in ähnlichen Fällen zu werden pflegt.“

„Da er sich stets zu der andern Partei hielt, hat sie ihn kaum gekannt," murmelte der General.

„Sennor, ich nahm mir die Freiheit, der Sennorita anzukündigen, daß Eure Exzellenz an Bord gehen würde, um die Sennorita zu begrüßen, und vielleicht die Reisegelegenheit nach Buenos Aires zu benutzen."

„Wie sieht meine Tochter aus?"

„Sie ist sehr schön geworden. Auch die andere Sennorita —"

„Nach der habe ich nicht gefragt," sagte der General kalt. „Bringt mich an Bord, und dann hinaus mit Euch auf die See. Verga, wenn Ihr den Hamburger durchschlüpfen laßt, bring' ich Euch an den Galgen!"

„Sennor, wir haben Glück. Als ich gestern Abend mit dem Holländer vor Montevideo ankam, fing es plötzlich an, aus Westen zu wehen. Er mußte also vor Anker gehen; ich hatte nicht nöthig, ihm etwas vorzulügen, um ihn hier vor Anker zu legen. Wir haben Glück, Sennor; denn grade jetzt holt der Wind wieder nach Osten herum und Eure Einschiffung sieht ganz zufällig und natürlich aus. Wir haben Glück, Sennor!"

„Narr! Glaubt Ihr, daß es mir darauf angekommen wäre, zwei oder drei Tage länger in Montevideo zu bleiben? Seid Ihr Italiener so sehr auf das Verschwören versessen, daß Ihr Euch einbildet, alle Ränke müßten

mitspielen, um ein Schiff zu Anker zu bringen, nur zu dem Zweck, daß man eine Reisegelegenheit hat?"

„Sennor! Wenn Sie mit der Sennorita zusammen in Buenos Aires ankommen, wird es aussehen, als hätten Sie sich nur der Sennorita wegen in Montevideo aufgehalten. Wir haben Glück, Sennor."

Der General dachte nach.

„Meinetwegen," sagte er nach einer Pause kurz. „Das größere Glück besteht jedenfalls darin, daß Ihr den Deutschen einfangt. In das Boot, Verga! Euer Lootsenkutter ankert neben dem Holländer? An Bord, und setzt Segel; der Deutsche ist vielleicht gerade in diesem Augenblick im Einlaufen begriffen!"

„So schnell geht das nicht, mein General. Gestern Abend war kein Schiff mehr in Sicht; und wenn der Hamburger vor dem Rio de la Plata ist, so hat er doch die ganze Nacht gegen den Westwind kreuzen müssen und ist wahrscheinlich wieder seewärts getrieben. So schnell geht das nicht. Ich habe noch Zeit, an Bord des Holländers zu gehen."

„Noch einmal? Was habt Ihr dort noch zu suchen?" Der General stieß wieder mit dem Stock auf den Boden.

„Geld holen, Sennor. Der Holländer hatte nur holländisches Geld; ich bringe ihm Pesos, damit er wechseln und mich bezahlen kann."

„Beeilt Euch damit. Vamos.“

Der General machte einen Schritt gegen die Thür.

„Sennor!“

„Was giebt es noch?“

„Sennor! Wenn ich meine Pflichten erfüllt haben werde, sollte ich dann nicht Recht haben auf eine außergewöhnliche Belohnung —“

Der General schwang seinen Stock; der Italiener sprang zurück.

„Mann! Ihr untersteht Euch —“

„Don Justo, das Geld ist rund und rollt.“

Der General ließ den Stock wieder sinken und schaute über die Schulter zurück.

„Einen Leierkasten sollt Ihr haben, Verga. Eine Extrabelohnung? Das Geld ist rund und rollt? Wenn Ihr es verjubelt habt, sollt Ihr einen Leierkasten haben. Wenn Euch das Geld im Stich läßt, dann denkt an den Leierkasten; der hat noch nie einen Italiener im Stich gelassen. Vorwärts!“

II.

Weit hinten auf der Rhede von Montevideo, als letztes der dort ankernden Schiffe, lag der holländische Ostindienfahrer.

Die Johanna sah heute noch viel ehrwürdiger aus, wie damals, wo sie den Aequator passirte. Das sechzigtägige Bad im Salzwasser hatte die schwarze Farbe verwaschen und dieselbe in ein fleckiges Grau verwandelt. Ueberall wo Eisentheile an dem Schiffskörper angebracht waren oder aus dem Eichenholz heraustraten, hatte das ablaufende Wasser rostbraune Spuren hinterlassen; der breite weiße Streifen mit den gemalten Kanonenpforten, welcher um das dickleibige Schiff herumlief, verschwand beinahe unter den braunen, senkrechten Linien und gelben Flecken. Von den Wasserstagketten und Püttingketten war die schwarze Farbe gänzlich abgerieben und es kam das nackte, rostige Eisen zum Vorschein.

Aehnlich sah es an Deck aus, auf welchem die Mannschaft gerade beschäftigt war, mit dem brackigen Wasser des La Plata die erste Deckwaschung vorzunehmen.

Im Gegensatz zum Schiff und zu den sonnverbrannten, abgerissener als früher aussehenden Matrosen sahen die sogenannten Achtergäste heute salonfähiger aus. Die beiden Damen trugen Frühlingskleider, die weder zu leicht noch zu schwer waren; da sie sich zur Zeit, das heißt am frühen Morgen, auf der Kajüte befanden, und der November, der zweite Frühlingsmonat in diesen Breiten, erst später, gegen Mittag, Hitze bringt, so hatten sie die schwarzen Sammtmäntel umgehängt. Terreros war in derselben Weise gekleidet, wie der General, der sich eben in Vergas Boot nach der Johanna eingeschifft hatte. Derjenige indessen, welcher in der Entfaltung höchster Eleganz, zu der er sich hier „binnen Lands" verpflichtet hielt, den Vogel abgeschossen hatte, war Mynheer Vanbloem. Der würdige Kapitän hatte sich in mächtig breite dunkelblaue Beinkleider geworfen und in einen Rock von derselben Farbe, welcher außerdem mit langen Schößen versehen war. Mächtige Vatermörder und um dieselben herum in einem Dutzend „Buchten" die schwarzseidene Halsbinde. Auf dem Kopf thronte ein hellgrauer Zylinderhut. Die obersten drei Knöpfe der Weste hatte der beleibte Seemann aufgeknöpft; gleichfalls in einem Dutzend „Buchten" schmiegte sich über die Wölbung weiter unten eine silberne Uhrkette hin.

Der Kapitän hatte sich bereits auf der Kajüte befunden, als die beiden Mädchen das Deck betraten. Sie

stiegen sofort die Treppe zur Kajüte herauf. Manuela zuerst; als sie des Kapitäns ansichtig wurde, versetzte sie der hinter ihr kommenden Rosario einen kleinen Stoß mit dem Ellenbogen.

„Mynheer Vanbloem, zu diesem Anzug gehört ein Blumenstrauß. Sie sehen wie ein Bräutigam aus, Mynheer Vanbloem. Wie kommt es, daß Sie keine Blumen im Knopfloch tragen?"

„Aber, Manolita, wie soll der Sennor Vanbloem hier auf dem Schiff zu Blumen kommen?" fragte Rosario lächelnd.

„Er hätte gestern Abend dem Lootsen sagen können, daß derselbe ihm in Montevideo welche kauft. Warum lachen Sie, Mynheer Vanbloem?"

„Ich freue mich über Ihre gute Laune, Sennorita."

„Dann ist die Freude also gegenseitig. Sie sehen wie ein Bräutigam aus, Mynheer Vanbloem. Dieses ist der Tag, an welchem zwei schöne Mädchen mit Thränen von Ihnen scheiden müssen; das ist Ihnen aber nicht genug, Mynheer Vanbloem. Sie wollen mehr Opfer haben. Es ist Schade, daß es erst sechs Uhr ist und daß drüben in Montevideo noch die Mädchen im Bett liegen. Wenn sie wüßten, welch hübscher Mann hier auf der Kajüte steht, würden sie aufstehen. Sie sehen wie ein Bräutigam aus, Mynheer Vanbloem."

Der Holländer seufzte.

Manolita lachte.

„Warum seufzen Sie, Mynheer Vanbloem?“

Der würdige Kapitän schlug seinen feinen blauen Rock auseinander, steckte die beiden Daumen in die Westentaschen und betrachtete halb gutmüthig, halb wehmüthig seinen Schmeerbauch.

Manolita lachte noch lauter.

„Das thut nichts, Mynheer Vanbloem. Das schaffen wir ab. Wenn ich Ihnen einmal gesagt habe, daß mir die dicken Männer nicht gefallen, dann brauchen Sie nichts darauf zu geben. Ich war damals seekrank, Mynheer Vanbloem. Das schaffen wir ab. Halten Sie das für unmöglich? Vor mir ist nichts unmöglich, Mynheer Vanbloem. Wenn mein Künftiger einmal aufhört schlank zu sein, dann kauf' ich eine Weckuhr, und die laß ich jede halbe Stunde an seinem Bett schnurren. Dann wird er wohl wieder schlank werden; und wenn es nicht hilft, schnurrt sie jede Viertelstunde. Verzweifeln Sie also nicht, das schaffen wir ab.“

Der Holländer betrachtete das ausgelassene Mädchen mit einer Art väterlichen Entzückens. Dann seufzte er wieder.

„Eine Weckuhr thut Wunder. Seufzen Sie also nicht. Wie kann man nur so seufzen?“

„Meine Sennorita, Sie haben eben gesagt, daß zu diesem blauen Rock ein Blumenstrauß gehört. Wenn

Sie einem alten Mann ein kleines Andenken schenken wollen ——"

„Alle Blumen der Welt, Mynheer Vanbloem. Orangen und Rosen; heute Abend noch; Rosen und Orangen haben hier jetzt gerade ihre Zeit. Natürlich, Mynheer Vanbloem. Aber unter der Bedingung, daß wir heute Abend in Buenos Aires ankommen. Wenn das der Fall ist, dann schenk' ich Ihnen nicht allein so viele Blumen, als Sie haben wollen; wenn ich meinem Papa einen Kuß gegeben, nehm' ich Sie sogar auf die Promenade mit und stelle Sie meinen Freundinnen vor. Das sind Mädchen, welche noch schöner sind, als Rosario!"

Mynheer Vanbloem verzog das Gesicht und seufzte so stark, daß seine Kundgebung einem Fluch ohne Worte glich.

Manuela drehte sich entzückt um sich selbst.

„Welch ein Seufzer! Was müssen Sie für Lungen haben, Mynheer Vanbloem! Haben alle Holländer solche Lungen? Ich schwöre Ihnen, meine Freundinnen sind so schön, ach, so schön, daß selbst ein gesetzter Mann, wie Sie ——"

„Meine liebe Sennorita, ich habe drüben in Holland eine Alte, welche ——"

„Aus der Art und Weise, wie Sie jetzt das Gesicht verziehen, kann ich ersehen, daß eine Junge Ihnen lieber

ist. Beruhigen Sie sich, Mynheer Vanbloem, heute Abend stelle ich Sie vor. Ich werde auch nichts darüber an Ihre Frau schreiben; Rosario ebenfalls nicht. Unter der Bedingung, daß wir heute Abend in Buenos Aires sind; um die Stunde der Promenade, Mynherr Vanbloem. Wird das geschehen?"

Kapitän Vanbloem prüfte den Wind.

„Ja, Semnorita. Der Lootse wollte um diese Stunde an Bord kommen. Wenn er uns nicht im Stich läßt, sind wir gegen sieben Uhr Abends in Buenos Aires."

Rosario trat schnell einen Schritt näher. Sie schien eine Frage auf den Lippen zu haben; als sie bemerkte, daß sich die Freundin nach ihr umwendete, wich sie dem Blick derselben aus und schaute nach einer anderen Richtung.

Manuela näherte sich.

„Wünschtest Du etwas, Rosarito?"

Diese schüttelte den Kopf.

„Rosario wird Ihnen ebenfalls einen Blumenstrauß schenken, Mynheer Vanbloem. Nicht wahr, Rosario? Als Dank für das Lied, welches Sie meine Freundin gelehrt haben. Sie können also zufrieden sein. Ich weiß freilich nicht, was Ihre Frau zu den vielen Blumen sagen wird; das ist mir aber auch gleigültig. Kannst Du das Lied endlich auswendig?" setzte sie flüsternd hinzu.

Rosario drehte den Kopf nach Osten und begann eine Melodie zu summen.

„Daß Du die Melodie kennst, weiß ich. Kennst Du auch den Text?“

„Nur den ersten Vers.“

„Sag' ihn mir. Vielleicht lern' ich ihn auch.“

Rosario lächelte und begann mit fremdem Accent, aber mit schöner tiefer Stimme das Lied zu rezitiren.

„Es zog ein Matrose
Wohl über das Meer,
Am Strande sein Liebchen
Das weinte so sehr.“

Nachdem sie geendet, schaute sie wieder träumerisch nach Westen.

„Das klingt entsetzlich. Das ist das Schrecklichste, was ich jemals gehört habe. Die Melodie ist etwas hübscher; aber sehr hübsch ist sie ebenfalls nicht. Ich weiß nicht, wie Dir dergleichen gefallen kann, Rosario!“

Diese fuhr fort, nach Westen zu schauen und antwortete nicht.

Manuela faßte sie um die Taille und näherte die Lippen ihrem Ohr.

„Ich bin überzeugt, daß, wenn wir in Buenos Aires ankommen, es Dein Erstes ist, Dich an das Klavier zu setzen und das Lied zu spielen und zu singen,“ schäkerte sie. „Ich weiß nicht, wie Dir dergleichen gefallen kann, Rosarito!“

„Denkst Du daran, wie sich das Schiff so langsam mit der Brust aus den Wellen hob und wie in demselben Augenblick der Gesang zu uns herübergetragen wurde? Die Bewegung und der Gesang stimmten überein, Manolita.“

„Du machst so, als wenn das Schiff und der Gesang die Hauptsache ist. Das ist aber Nebensache; die Hauptsache ist ein Mann mit blauen Augen. Du machst auch so, als wenn es sich hier um etwas ganz Unmögliches handelt und als wenn er für Dich viel zu hoch steht; das ist aber gerade umgekehrt der Fall. Auch weiß ich nicht, warum Du immer nach Westen schaust. Wenn die Hauptsache sich zur Zeit schon in Buenos Aires befindet, Rosario?“

Diese wendete sich lebhaft um.

„Das ist vorhin auch mir eingefallen, Manolita. Ich getraute mich nicht, zu fragen. Bitte, frage Du den Kapitän, ob der Lootse von gestern Abend wieder an Bord kommt; wenn er kommt, können wir es erfahren,“ bat sie schnell und leise.

„Wenn wir gestern Abend, als der Lootse an Bord kam, nicht schon schlafen gegangen wären, hätten wir es schon gestern erfahren können. Aber thu' nicht so heimlich, Mädchen. Wir können solche Dinge ganz laut fragen; den Zweck kennt kein Mensch!“

Manuela begab sich zu Mynheer Vanbloem; nach einer Minute kehrte sie zurück.

„Du, er kommt noch einmal an Bord. Nach Buenos Aires bringt uns ein anderer; denn der von gestern hat gesagt, daß er in Montevideo eine kranke Schwester hat und sich darum nicht so weit entfernen kann. Aber er muß hier noch Geld einkassiren. Siehst Du das Boot, welches da drüben zwischen den Schiffen hervorkommt? In diesem Boot ist unser Lootse und bringt Dir Deinen Papa!“

III.

Nach wenigen Minuten kam der General an Bord. Er war von Verga und dem ablösenden Lootsen, gleichfalls einem Italiener, begleitet.

Als er seine Tochter in die Arme geschlossen und ihren schönen, bleichen Kopf einen Augenblick mit der Hand zurückgebogen hatte, um ihn besser betrachten zu können, ließ er sie von sich, trat zurück, stützte sich auf seinen Stock und betrachtete sie noch einmal aus der Ferne.

„Wie schön Du geworden bist, mein Kind," murmelte er, „eigentlich zu schön für den zweiten Rang, den Du noch gezwungen bist, bei uns einzunehmen. Wenn Du morgen gekommen wärst — nun, vielleicht ist es bald so weit, und dann —"

Seine Stimme war schon nach den ersten Worten leiser geworden, wurde endlich unverständlich und verlor sich als kaum hörbares Gemurmel.

Rosario war erröthet und schaute verlegen vor sich hin. Als sie ihren Vater in ihren Anblick so versunken

sah und kein Zeichen bemerkte, welches ihn aus dieser Versunkenheit erwecken wollte, drehte sie sich um und faßte nach der Hand Manuelas, welche hinter ihr stand.

„Diese ist noch schöner geworden, Vater," sagte sie leise.

Der General schien zu erwachen. Aber die Düsterkeit, welche während seiner letzten Worte über sein Gesicht gezogen, wurde nach einem Blick auf Manuela noch düsterer.

Die Letztere trat mit strahlenden Augen vor und streckte ihm ihre Hand hin.

„Ich bin die wilde, ausgelassene Manolita. Ob ich schöner geworden bin, weiß ich nicht, Don Justo; dagegen weiß ich ganz genau, daß ich in allen anderen Sachen noch ganz dieselbe bin. Sie können sich also freuen, denn Sie werden nichts vermissen. Guten Tag, Don Justo!"

Der General nahm den Hut ab und berührte die Fingerspitzen des jungen Mädchens. Dann verneigte er sich und trat zurück.

„Meine Tochter hat recht," sagte er höflich. „Auch die Sennorita de Rosas ist schöner geworden, und die lange Seereise scheint ihre Schönheit nicht beeinträchtigt zu haben. Ich heiße Sie willkommen, Sennorita."

Das junge Mädchen streckte abermals die Hand aus.

„Don Justo! Es ist nur zwei Jahre her, da nannten Sie mich noch Manolita. Und da ich noch immer so ausgelassen bin —“

„Sennorita, zwei Jahre sind eine Zeit, in der man viel vergessen kann.“ Der General lüftete wieder den Hut und verbeugte sich zum zweiten Mal.

Manuela warf trotzig den Kopf zurück; zugleich trat ihre Unterlippe etwas vor. Sie drehte dem General langsam die Seite zu.

„Sennor Terreros?“ Der General reichte dem Angeredeten die Hand.

„Ja, General. Ich bin nicht schöner geworden.“

Die Beiden schauten sich an und ließen die Hände wieder los.

„Sie haben Recht; in unserem Alter verändert man sich nicht mehr,“ sagte der General kalt.

„Wenigstens nicht zu seinem Vortheil,“ gab Terreros scharf zurück.

Die Augen Beider trafen sich wieder und begannen sich aneinander zu entzünden. Manuela fing diesen Blick auf und trat schnell wieder vor.

„Sennor de Urquiza! Man hat uns gestern Abend von dem Abscheiden Ihres Herrn Bruders Don Antonio benachrichtigt. Oheim Terreros und ich haben Rosario bereits gestern unser Beileid ausgesprochen; der Oheim, welcher Ihren Bruder länger und besser gekannt hat, als

ich, und ihn sehr lieb gehabt zu haben scheint, ist die halbe Nacht auf dem Verdeck auf- und abgegangen, um an ihn zu denken. Mein Oheim und ich sprechen auch Ihnen gegenüber unser Beileid aus; wir wünschen, daß Sie den Verlust bald verschmerzen möchten."

Urquizas Gesicht blieb unbewegt. Er verneigte sich wieder schweigend.

„Der General hat es bereits verschmerzt," sagte Terreros schneidend. „Ihm ist nur ein Bruder gestorben, uns ein Freund."

„Ein Parteifreund, den man beklagt, weil er der Partei nicht mehr nützen kann," sagte Urquiza kalt.

Terreros zuckte die Achseln.

Rosario seufzte.

Manuela drehte sich nach ihr um und eilte zu ihr hin.

„Das sind die alten Geschichten, welche sie jetzt wieder aufwärmen. Wenn wir wieder bis Buenos Aires sind, wollen wir die Politik so drehen, daß sich alle Welt wieder versöhnt. Jetzt haben wir dazu keine Zeit. Jetzt treiben wir Beide eine Politik, welche viel schwieriger ist; aber sie ist trotzdem viel angenehmer. Kannst Du mir sagen, Rosarito, wie es kommt, daß eine Politik, welche schwierig ist, doch auch zugleich angenehm sein kann?"

In Rosarios Augen war es vorhin feucht geworden. Nun trat es wieder zurück und sie begann zu lächeln;

zugleich begann sie den Kopf langsam und unsicher einmal nach rechts, dann nach links zu drehen.

„Laß das lieber sein, Rosario. Denn man sieht Dir gleich an, wenn Du etwas wissen willst? Ja? Nein? Ja? Nein? Wenn Du bald Ja, bald Nein sagst, weiß ich nicht, was ich thun soll. Entscheide Dich also.“

„Aber Manolita, ich habe ja gar nichts gesagt.“

„Mit Deinen Augen hast Du bald Ja, bald Nein gesagt. Jetzt sagst Du Ja. Ich weiß also, was ich zu thun habe. Hinter Dir steht Mynheer Vanbloem und der Italiener, und Beide rechnen sie Geld um. Ich werde dieses Rechenexempel jetzt unterbrechen.“

Die beiden Mädchen versenkten die Augen ineinander. Unwillkürlich hoben sie die Arme und küßten sich.

Manuela richtete sich auf, lachte und schaute sich nach Urquiza um.

„Don Justo! Wenn Sie nicht seekrank wären, hätten Sie von mir vorhin ebenfalls einen solchen Kuß bekommen. Rosario, geh' mit Deinem seekranken Papa in die Kajüte und bring' ihn zu Bett. Don Justo, wenn Sie bald wieder gesund werden, bekommen Sie von mir vielleicht doch noch einen Kuß!“

Ueber das düstere Gesicht Urquizas flog der Schimmer eines Lächelns. Als Manuela das bemerkte, warf sie ihm eine Kußhand zu; das Lächeln wurde ausgesprochener.

Rosario trat schnell zu ihrem Vater und hängte sich an seinen Arm.

„Mynheer Vanbloem, sind Sie mit Ihrem Rechenexempel bald zu Ende?“ rief Manuela über das Deck hin.

Der Kapitän und Berga standen neben dem Gangspill vor der Kajüte; auf der oberen platten Fläche des Gangspills hatten sie Geld aufgezählt. Manuelas Ruf wurde von dem Holländer mit einem gedankenlosen Lächeln beantwortet.

„Mynheer Vanbloem, wenn man sich als Bräutigam angezogen hat, und hübsche junge Mädchen rufen, dann muß man auf sie hören. Sonst hat ein Bräutigamsrock keinen Zweck. Hören Sie mich, Mynheer Vanbloem?“

Der Holländer fuhr fort zu rechnen.

„Er hört mich nicht. Mynheer Vanbloem ist so sehr mit seiner Rechnerei beschäftigt, daß er darüber seinen Ehrgeiz ganz vergessen hat. Ich wundere mich über Sie, Mynheer Vanbloem!“

„Warum, Sennorita?“ Der Holländer hatte endlich den Kopf erhoben.

„Weil Sie gar nicht neugierig sind und den Herrn Italiener da noch gar nicht gefragt zu haben scheinen, ob ein gewisses Hamburger Schiff schon in Buenos Aires angekommen ist!“ Manuela fragte das sehr laut und sehr natürlich. Die Hamburger Möwe schien ihr Neben-

sache und die Belästigung des ehrenwerthen Kapitäns schien ihr Hauptsache zu sein.

Der Italiener hatte schnell aufgeschaut und drehte den Kopf nach Manuela und später etwas langsamer nach Urquiza herum. Der erwiderte seinen Blick. Rosario senkte die Augen.

„Ist die Hamburger Bark Möwe schon eingelaufen?“ fragte der Holländer den Lootsen.

„Nein. Was ist das für ein Schiff?“ fragte Verga gleichgiltig.

„Es verließ mit uns am selben Tage Rotterdam, später trafen wir es unter dem Aequator und vorgestern hier vor dem Rio de la Plata zum zweiten Mal, etwas südlich von uns. Ein Schnellsegler, dem meine Johanna trotzdem vorbeigelaufen ist,“ schloß der Holländer mit einem triumphirenden Seitenblick auf Manuela.

„Mynheer Vanbloem, triumphiren Sie nicht. Vielleicht ist das Schiff trotzdem schon in Buenos Aires. Wir haben natürlich nur die Mastspitzen sehen können; Mynheer Vanbloem schwor aber darauf, daß das Schiff jene Möwe sei. Als wir ihn fragten, woraus er das erkenne, hat er uns Dinge erzählt, von denen wir nichts verstanden. Ich glaube, daß dieses Schiff schon lange in Buenos Aires ist.“

Der Italiener schüttelte eifrig den Kopf.

„Nein, Sennorita. Das Schiff lag südlich von Ihnen, Capitan?“

„Drei oder vier Leguas.“

„In jener Gegend läuft starker Strom nach Osten. Ehe es in bessere Strömung gekommen ist, hat es der Westwind von heute Nacht gefaßt und auf der Stelle festgehalten —“

Der Italiener schaute zu dem Windsack oben am Besanmast empor. Der Wimpel wehte wagerecht nach Westen. Als Verga den Kopf wieder senkte, tauschte er mit Urquiza wieder einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick aus.

„In einigen Stunden kann der Hamburger herauf kommen,“ sagte er, den Blick wiederholend.

„Er kann also heute Abend mit uns zu gleicher Zeit in Buenos Aires sein?“ fragte Manuela schnell.

„Sehr spät, vielleicht um Mitternacht; gesetzenfalls, daß das Schiff wirklich um Mittag vor Montevideo liegt und gleich weiter segelt,“ sagte Verga, der fortwährend die Augen Urquizas befragte.

„Hier ist Ihr Geld, Lootse; wir können demnach wohl unter Segel gehen?“ fiel Kapitän Vanbloem ein; für seine Verhältnisse sprach er dieses Mal ziemlich schnell.

„Mynheer Vanbloem, das eilt nicht so,“ sagte Manuela ärgerlich. „Trotz Ihres Bräutigamsrockes scheinen Sie uns so bald wie möglich los werden zu wollen.

Seien Sie nicht so ehrgeizig. Es ist gar nichts daran gelegen, daß Ihre Johanna früher in Buenos Aires ankommt, als das andere Schiff. Es muß Ihnen vielmehr daran gelegen sein, uns noch eine Stunde länger an Bord zu behalten. Herr Italiener, werden Sie das fremde Schiff ebenfalls hineinlootsen?"

Verga zuckte schweigend die Achseln.

„Wird es von einem Ihrer Freunde hineingelootst werden?"

„Auch das weiß ich nicht, Sennorita."

„Warum gehen Sie nicht selber an Bord?"

„Sennorita, weil ich eine kranke Schwester habe und in Montevideo bleiben muß; aus diesem Grunde kann ich ja den Herrn Holländer nicht nach Buenos Aires bringen. Soll etwas an das hamburgische Schiff bestellt werden, Sennorita?"

„Ja. Sagen Sie dem Kapitän, daß das holländische Schiff, welches er auf dem Aequator angesprochen hat, schon in Buenos Aires ist. Sie können hinzufügen, daß die beiden hübschen Damen, welche sich an Bord des holländischen Schiffes befunden hätten, sich über ihn lustig machen, weil sein Schiff so schlecht segelt."

Mynheer Vanbloem lächelte vergnügt.

„Sagen Sie ihm auch, daß wir ihm selber sagen werden, daß wir uns über ihn lustig gemacht haben.

Wir werden eine Gelegenheit suchen, um mit ihm zu sprechen," schloß Manuela sehr bestimmt und energisch.

Aber sie hatte nicht verhindern können, daß sie auch etwas schneller sprach, als sie so kühn ihren Trumpf ausspielte. Auch blickten ihre klugen Augen etwas unruhig und auf ihrem Gesicht zeigte sich eine schwache Röthe. Sie merkte, daß sie nicht so sicher war, wie sonst; so kam es, daß sie den Fuß plötzlich sehr fest auf den Boden stellte und dem Italiener ohne plausibeln Grund den Rücken zudrehte.

General Urquiza hatte aufmerksam zugehört. Als Manuela nichts mehr zu sagen zu haben schien, näherte er sich der jungen Dame. Seine Bewegungen waren verbindlicher, sein Gesichtsausdruck war freundlicher, als sonst.

„Sagen Sie ihm das," wiederholte Manuela kategorisch dem Italiener. Sie sprach über die Schulter.

„Manolita," sagte Urquiza, „der Mann hat ja keine Gelegenheit, Deinen Kapitän zu sehen. Er hat eine kranke Schwester und muß in Montevideo bleiben. Diese Schwester ist, wie ich weiß, wirklich sehr krank. Wir wollen also den Mann nicht zu Privatgesandtschaften verwenden und ihn überhaupt nicht aufhalten. Nicht wahr, Manolita?"

Das wurde freundlich, lächelnd und väterlich gesprochen. Manuela sah zuerst verwundert aus; dann begann sie zu lachen.

„Don Justo, ich freue mich darüber, daß Sie nicht mehr seekrank sind. Sie dürfen mir einen Kuß geben, Don Justo.“

Sie bot ihm die Stirn; er küßte sie flüchtig.

„Was ich Ihnen aufgetragen habe, Herr Italiener, soll von Ihnen natürlich nur ausgeführt werden, wenn sich eine Gelegenheit dazu findet,“ rief Manuela und begab sich zu Rosario.

„Ist mein Gepäck übergenommen worden? Kommt, ich will den Bootsleuten ein Trinkgeld geben.“ Urquiza begleitete den Italiener an das Fallreep. Verga drehte schweigend den Kopf nach ihm.

„Das Schiff ist draußen,“ flüsterte Urquiza, „macht Euch fort und bringt es herein. Der Teufel hat es so gefügt, daß gerade Diejenige sich für das Schiff oder vielmehr für seinen Kapitän interessirt, die wir am wenigsten dazu brauchen können. Wißt Ihr, wer Diejenige ist, die Euch da eben die vielen Aufträge an den Deutschen mitgegeben hat?“

Verga schüttelte den Kopf.

„Seine Tochter,“ flüsterte Urquiza betonend.

„Sacramento!“ Der Italiener hatte den Kopf nach Manuela herumgeworfen.

„Dreht den Kopf wieder zurück, Mann. Ihr sollt Eure Extrabelohnung haben, Verga; aber bringt heraus, ob zwischen dem Kapitän und dieser Manuela eine Ueber-

einstimmung besteht. Wenn das der Fall ist — die Gewehre müssen wir haben, unter allen Umständen, Vergа. Und wenn es nicht der Fall ist, bisher nicht der Fall ist, dann wollen wenigstens wir nicht Diejenigen sein, welche eine solche Uebereinstimmung herbeiführen. Eine hübsche Bescheerung. Die Tochter des Tyrannen und der Kerl, welcher uns die Gewehre bringt, unter einer Decke! Wenn er sich bei Euch nach ihr erkundigt, dann wißt Ihr von nichts. Verstanden? Das holländische Schiff existirt nicht für Euch. Wir wollen diese Uebereinstimmung nicht fördern. Die Gewehre müssen nach Entre Rios; ob der Kapitän davon weiß oder nicht, ob er will oder nicht, sie müssen nach Entre-Rios. Verstanden?"

Die Beiden tauschten einen Blick aus. In Vergas Auge lag eine Frage.

„Die Extrabelohnung ist Euch sicher," murmelte Urquiza düster. „Und wenn es Euch gar zu — schwierig würde, den Kapitän zu — überzeugen — so soll auch diese Belohnung nach Eurem Wunsch erhöht werden."

Wieder ein Blick von beiden Seiten. Der Italiener neigte schweigend das Haupt.

„Man verlangt von Euch weiter nichts, als daß Ihr den Kapitän dazu bringt, die Gewehre ausladen zu lassen. Weiter mitzumachen habt Ihr nicht. Für wen die Gewehre bestimmt sind, wißt Ihr nicht. Wenn der Kapitän Euch fragt, so sagt ihm, daß Ihr Geschäftsmann seid und er

selber auch, und daß Euch und ihn alles Uebrige nichts angehe. Von der Tochter des Mannes in Buenos Aires habt Ihr niemals etwas gehört, und mich kennt Ihr nur von Hörensagen. Wenn Ihr mit dem Mann über Politik schwatzen wollt, so thut es nicht in Eurer verrückten Weise. Laßt Eure Politik objektiv sein, Mann."

„Objektiv? Don Justo, da das kein Mensch hier ist, würde ich ihm von vornherein verdächtig erscheinen."

Urquiza lachte.

„Thut, was Ihr nicht lassen könnt."

Verga sprang in sein Boot und ließ sich zu seinem Kutter herüberrudern, welcher etwas landwärts lag.

Eine Viertelstunde später befand sich der Ostindienfahrer unter Segeln in der Richtung nach Buenos Aires.

IV.

Es war an demselben Tage, nur etwas später, gegen Mittag.

Die Möwe lag eine Meile seewärts von Montevideo, hatte die Segel des großen Mastes back gebraßt und wartete auf den Lootsen, dessen Kutter gegen den Ostwind gekreuzt hatte und eben über Stag gegangen war, um die Bark mit diesem Schlage anzulaufen.

Es waren weniger die zufälligen ungünstigen Windstriche gewesen, welche es verursachten, daß der Hamburger Schnellsegler den schwerfälligen Holländer nicht nur nicht überholt hatte, sondern sogar einen Tag hinter ihm zurückgeblieben war. Wahlberg war dieses Mal in der Segelführung nachlässig gewesen. Manchmal hatte er aus Unachtsamkeit nicht daran gedacht, alle günstigen Chancen auszunutzen; andere Male, und zwar die meisten Male, hatte er es absichtlich nicht gethan.

Er konnte es ja nicht vergessen, wie sie dort drüben im weißen Kleid auf der Kajüte stand und mit gesenkter Stirn und verlorenen Augen zu ihm herüberschaute.

Das erste Mal hatte er sie im Theater gesehen und war, wie es sein Stand oder sein etwas forcirtes Pflichtgefühl erforderte, von dannen gegangen. Das zweite und dritte Mal war ihm ihr schönes Bild begegnet, als er die Hoffnung schon verloren oder als er es am wenigsten erwartet hatte. Dieses zweimalige Wiedersehen drängte zu einem Ziel hin; sonst wäre es ja von dem Schicksal nicht so eingerichtet worden. Und um dem Schicksal die Arbeit zu erleichtern, wollte er nun selber eingreifen. Er wollte es dem schönen Bild erleichtern, zum dritten Mal vor ihm zu erscheinen und ihm treu zu bleiben.

So viel war die Pflicht, welche er sich selber auferlegte und die in diesem Falle nur als eine fanatische Selbstkasteiung erschien, nicht werth, daß er für sie das Glück hingab. Die Pflicht zu thun, dafür blieb ihm noch während langer Jahre Gelegenheit; das Glück indessen bot sich vielleicht nur dieses eine Mal dar.

In der Nacht, welche nach jener Begegnung auf dem Aequator folgte, hatte er das holländische Schiff aus dem Gesicht verloren und am folgenden Morgen nicht wieder gesehen. Die Möwe war zu schnell gesegelt. Er veränderte den Kurs, erst nach dem Westen, dann nach Osten, verminderte auch die Segel, damit die Schiffe, welche hinter ihm kamen, ihn einholen oder seinen Kurs kreuzen könnten. Aber die großen Bramsegel des Ostin-

dienfahrers blieben unsichtbar. So beschloß Wahlberg denn, ungefähr um dieselbe Zeit im Rio de la Plata zu sein, um welche man den Holländer dort voraussetzen konnte. Unter keiner Bedingung früher; denn es konnte ja vorkommen, daß die Möwe die Ladung gelöscht hatte und bereits wieder in See gegangen war, während sich der Holländer noch damit abquälte, in den La Plata hineinzugelangen. Das Alles war möglich; wie viele Beispiele aus seiner eigenen Seemannspraxis hatte er nicht vor Augen?

Die höhnischen Blicke, mit welchen Lunt ihn ansah, wenn er ohne Grund den Kurs ändern oder die Segel vermindern ließ, beantwortete er mit einer energischen Wiederholung seiner Befehle. Er wußte, oder er glaubte vielmehr zu wissen, daß er für seinen Steuermann und für die Mannschaft unverständlich bleiben müßte und daß er, vom objektiven Seemannsstandpunkt aus, sogar unrecht thäte. Aber er drängte diese Ueberzeugung zurück; er war der Herr an Bord und war entschlossen, dieses Mal sein Glück, und nur sein Glück zu wollen. —

Der Kutter war nahe genug heran gekommen und lief seinerseits hart in den Wind, um seine Fahrt zu hemmen. Es war ein sogenannter Gaffelschuner, dessen stehendes Gut aus Rinderhaut geflochten war und von dessen großem Top die blauen und weißen Streifen der Republica de la Banda Oriental del Uruguay wehten.

Unter den eisernen Heckdavids hing ein kleines Boot; das tanzte im nächsten Augenblick über die Wellen und legte eine Minute später in Lee am Fallreep des Dreimasters an, welcher dann und wann majestätisch überholte.

Verga sprang an Bord; hinter ihm her wurde ein Bündel mit seinen Oelkleidern und anderen Habseligkeiten an Deck geworfen.

Der Blick des Italieners flog über das Deck.

„Der Kapitän?“ fragte er die Matrosen, welche das Fallreep wieder einholten. Er hatte in englischer Sprache gesprochen; man wies ihm nach dem Quarterdeck.

Er eilte sofort die Treppe hinauf und reichte den beiden Achtergästen die Hand. Sein Auge weilte etwas länger auf Wahlberg, flüchtiger auf Lunt. Dann ertheilte er, wieder in englischer Sprache, den Befehl, die backliegenden Segel vollzubrassen und den Kurs aufzunehmen.

Es geschah; das Schiff kam wieder in Fahrt. Wahlberg wendete sich zu dem Lootsen.

„Spanier?“ fragte er auf englisch.

„Genueser, zu dienen, Kapitän,“ gab Jener in derselben Sprache zurück.

„Kann die Flagge heruntergenommen werden, oder muß irgend wem salutirt werden, wenn wir an Montevideo vorbeisegeln?“ Wahlberg hatte jetzt italienisch gesprochen.

Verga faßte den Kapitän ins Auge. Dann legte er die Hand aufs Herz und trat einen Schritt vor.

„Sie sprechen italienisch, Capitano? Sie lieben also Italien, Signore? Wenn Sie Italien gern haben, dann lieben Sie auch die Freiheit. Und wenn Sie die Freiheit lieben, dann müssen Sie auch die Stadt lieben, welche in dieser abgeschiedenen Gegend der Sitz und der Hort der Freiheit ist. Behalten Sie die Flagge bei, Capitano; denn wenn sie Montevideo salutiren, salutiren Sie der Freiheit!"

Wahlberg sah sich den Mann von oben bis unten an. Dann drehte er sich kurz nach Lunt um, der sich einige Schritte entfernt aufhielt und gleichgiltig aussah; der schien die Worte des Italieners nicht gehört zu haben.

„Steuermann, Sie können die Flagge herunternehmen lassen. Ich gehe hinunter, um die Karten des Platareviers zu holen. Bleiben Sie dem Kerl zur Seite, damit er das Schiff nicht irgendwo aufrennen läßt."

„Trauen Sie ihm nicht, Kapitän Wahlberg?"

„Haben Sie nicht die Redensarten gehört, mit welchen er sich hier einleitete? Der Mann scheint mir ein ganz eigenthümlicher Seemann zu sein."

„Ich spreche nicht italienisch, Kapitän."

„Ah so! Lootse, der Steuermann und ich sprechen spanisch; Sie auch? Gut, dann sprechen Sie spanisch,

damit der Steuermann ebenfalls etwas von der Unterhaltung versteht. Lunt, lassen Sie den Kerl nicht aus den Augen," fügte Wahlberg auf deutsch hinzu.

Auf der Quarterdeckstreppe drehte er sich plötzlich um. Er zögerte etwas, schien zurückkehren zu wollen und noch etwas zu sagen zu haben. Der gespannte Blick Lunts, welcher zu ihm herübersah, ließ ihn seinen Entschluß ändern; er blieb stehen.

„Lootse!"

„Capitan?" Der Italiener näherte sich ihm.

„Ist in diesen Tagen, oder auch acht oder vierzehn Tage rückwärts ein vollgetakeltes Schiff aus Holland, die Johanna, nach Buenos Aires weitergelaufen oder hier in Montevideo signalisirt worden?"

Verga senkte die Augen.

„Es ist mehr als ein Holländer nach Buenos Aires durchgesegelt. Alles Vollschiffe. Einige brachten Passagiere."

Der Italiener schlug die Augen wieder auf und schaute lauernd zu Wahlberg hinüber.

„War die Johanna darunter?" fragte dieser.

„Hatte das Schiff Passagiere?"

Wahlberg zögerte etwas.

„Ich weiß nicht," sagte er etwas unsicher.

Der Blick Vergas streifte das Gesicht Wahlbergs und

blieb endlich gleichgiltig auf Montevideo haften, welches eben drüben aus den Wellen stieg.

„So viel ich weiß, ist kein Schiff, das Johanna heißt, hier passirt," sagte er nach einer Pause und schaute den Kapitän wieder an.

„Ich glaube, es führte Passagiere," gestand Wahlberg mit abgewendeten Augen.

„Ich habe keine Johanna gesehen," sagte Verga.

„Weil Sie mich nach Passagieren fragten, glaubte ich, daß Sie aus dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein derselben Ihr Gedächtniß auffrischen könnten," sagte Wahlberg etwas heftig.

„Nicht mein Gedächtniß, wohl aber dasjenige meiner Freunde, der andern Lootsen. Wenn Ihnen daran gelegen ist, Capitan, werde ich meine Freunde fragen, ob ein holländisches Vollschiff passirt ist, welches Johanna heißt und Passagiere an Bord hatte. Meine Freunde und ich können ausländische Schiffsnamen schwer behalten, Capitan; um auf Fragen dienen zu können, fragen wir zurück, ob die Schiffe Passagiere an Bord gehabt haben. Sie hatten mit dieser Voraussetzung recht, Capitan."

„Gut." Wahlberg drehte ihm den Rücken zu und wollte die Treppe hinabsteigen.

Verga hielt ihn zurück.

„Sie lassen die Flagge herunternehmen, Capitan?

Obgleich wir vor Montevideo sind? Obgleich dort der Sitz der Freiheit ist —"

„Was geht mich das an?" fragte Wahlberg barsch.

„Obgleich dort die Triebfäden jener ehrenwerthen Partei gesponnen werden, welche den Zweck haben, den Bluthund von Buenos Aires mit einem unzerreißbaren Netz zu umgarnen und die Sonne der Freiheit wieder leuchten zu lassen bis an die Quellen des Pilcomayo, des Vermejo und des Uruguay? Capitan, greift es denn nicht in Ihre Seele, die schneebedeckten Gipfel der Anden wieder ragen zu sehen über die befreiten und erlösten Völker von La Rioja, Jujuy, Catamarca?"

Wahlberg lachte.

„Bringen Sie mir mein Schiff nach Buenos Aires, Mann. Ob die Sonne der Freiheit lacht oder weint, ob die ehrenwerthe Partei von Montevideo triumphirt oder der sogenannte Bluthund von Buenos Aires, oder ob die Anden nach Catamarca oder nach der entgegengesetzten Seite ragen, ist mir gleichgiltig. Bringen Sie das Schiff nach Buenos Aires. Lunt, sorgen Sie dafür, daß der Kerl das Schiff nicht aufrennen läßt."

Die letzten Worte wurden wieder auf deutsch gerufen. Wahlberg lachte noch einmal hell auf, drehte dann dem Lootsen den Rücken zu und sprang die Treppe hinab.

Der Italiener schien diese Geringschätzung seines

Patriotismus und seiner Gesinnungstüchtigkeit nicht sehr übel zu nehmen.

Denn einen Theil der Aufgabe, welche er von Urquiza übernommen, hatte er ohne große Mühe gelöst. Er wußte, daß der Deutsche sich für die Passagiere der Johanna interessirte, gleich wie diese sich für ihn interessirt hatten. Politik aber schien sich hinter diesem Interesse nicht zu verstecken, sondern nur eine gewöhnliche Liebelei. Er hatte den deutschen Kapitän während seiner Tiraden scharf beobachtet; die beiden Parteien, um welche es sich in den La Plata-Staaten handelte, schienen ihm in der That gleichgiltig zu sein. Wenn sie ihm aber wirklich gleichgiltig waren, würden sie ihm auch künftig gleichgiltig bleiben, könnten sie das, nachdem er seine Augen auf keine Geringere, als auf die Tochter des Diktators geworfen?

Wie reimte sich das zusammen? Der geriebene Bursche stand vor einem Räthsel.

Es wurde durch Wahlberg selber gelöst. Der Kapitän kam nach einigen Minuten mit den Karten wieder auf das Quarterdeck und breitete sie auf dem Skylight aus.

„Ich habe an die Johanna gedacht, Capitan. Ich erinnere mich derselben nicht. Ist dort ein Bekannter von Ihnen an Bord, Capitan?“

„Das Schiff verließ mit uns zu gleicher Zeit Rotterdam und sprach mit uns auf dem Aequator; daher wissen wir, daß es nach Buenos Aires bestimmt ist,“ sagte Wahl-

berg mit dem Gesicht eines Mannes, der nur antwortet, um nicht für einen Grobian gehalten zu werden.

„Ist der Kapitän des Holländers mit Ihnen befreundet, Senhor?"

„Wir sind erst auf dem Aequator in Beziehungen getreten. Vorher hat Keiner von dem Andern etwas gewußt."

Wahlberg sprach unwirsch und etwas hastig. Die Sache schien so begreiflich, daß sie ihm sogar als Stoff für das Gespräch mit einem ungebildeten Lootsen zu fade erschien.

Der Italiener schaute ihn an und glaubte ihm. Seine Anschauung wurde noch durch die vorweggenommene Ansicht seiner Landsleute in Betreff der Deutschen unterstützt: daß dieselben nämlich wohl sehr grob, aber im Allgemeinen glaubwürdig und in allen Kunststücken höherer Intelligenz, zumal der Verstellung, neugeborene Kinder seien.

Die Karte, aus Kartonpapier gefertigt, wollte nicht ausgebreitet auf dem Skylight liegen bleiben und rollte sich mit großem Geräusch wieder zusammen.

„Steuermann, bitte, geben Sie drei oder vier Kofferlienägel her," sagte Wahlberg.

Lunt war bisher mit einem Matrosen beschäftigt gewesen, die Flagge aufzurollen. Er nahm die schweren gedrehten Holznägel aus der Nagelbank der Besanwanten

und trat mit ihnen an das Skylight. Die Karte wurde zum zweiten Male entrollt und die Nägel auf ihren Rand gelegt; so blieb sie liegen.

„Peilen Sie Montevideo, Lunt."

Der Steuermann trat zum Kompaßhause und verglich die Richtung der Magnetnadel mit der Richtung der Stadt.

„Nord-Nord-West, Kapitän Wahlberg."

„Lootse! Wir liegen Nord-Nord-West, im Angesichte von Montevideo. Was soll gesteuert werden?"

Verga beugte sich über die Karte.

„Der ist gründlich. Ich dachte, er würde es auswendig wissen," murmelte Wahlberg.

Der Italiener richtete sich wieder auf.

„West zum Norden. Mit dem Bug auf Buenos Aires, Capitan."

„Um den Kurs zu geben, braucht man nicht auf die Karte zu sehen," murrte Wahlberg abermals und gab die Segeldirektion weiter an den Matrosen am Rade. „Lassen Sie den Kerl nicht aus den Augen, Lunt. Der scheint das Fahrwasser nicht besser zu kennen, als wir. Ich möchte wissen, was er jetzt noch in der Karte zu suchen hat?"

Verga hatte sich wieder über die Karte gebeugt und verfolgte die Zahlen, welche die Tiefe des Fahrwassers

ansagten. Er hatte die Stirn in Falten gelegt und that sehr wichtig.

Endlich richtete er sich wieder auf und schaute Wahlberg an.

„Wie tief geht Ihr Schiff, Capitan?“

„Sechzehn Fuß. Hinten und vorn.“

Vergas Blick maß das Schiff vom Heck bis zum Bug.

„Nur sechzehn Fuß? Bei der Länge? Ich gab ihm hinten wenigstens neunzehn Fuß. Sie haben eine leichte Ladung, Capitan.“

„Ja.“

„Darf man wissen, worin Ihre Ladung besteht?“

Verga schaute scharf zu Wahlberg hinüber. Lunt hob den Kopf und faßte bald den Italiener, bald seinen Kapitän ins Auge. Der Italiener merkte das; er drehte den Kopf fragend nach dem Steuermann, drehte ihn aber gleich wieder nach Wahlberg zurück, der in diesem Augenblick antworten mußte.

Wahlberg selber hatte eine Zigarre zwischen den Zähnen baumelnd, maß mit den Augen auf der Karte die Strecke zwischen Montevideo und Buenos Aires und schaute bei der Frage Vergas sehr theilnahmlos auf.

„Die Ladung besteht aus Agrikulturmaschinen und Kramwaaren,“ sagte er gleichgiltig und ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen.

„Aus weiter nichts?“

„Aus weiter nichts, so viel ich weiß," sagte Wahlberg in derselben Weise, stieß den Rauch in die Luft und blickte wieder auf die Karte.

Der Italiener umfaßte ihn mit einem einzigen Blick. Der Kapitän wußte nichts; es sei denn, daß er sich noch besser zu verstellen vermochte, als ein Italiener.

Ohne den Kopf zu bewegen, drehte Verga die Augen nach Lunt.

Der Steuermann lächelte. Er hatte mit dem Lächeln begonnen, als Wahlberg den Mund zur Antwort öffnete; als Vergas lauernder Blick ihn traf, ließ er dieses Lächeln nicht etwa plötzlich verschwinden, sondern stärker werden, und hielt den Blick aus.

Verga drehte auch den Kopf ihm zu.

Lunts Auge streifte den gebückt dastehenden Kapitän: er zuckte unmerklich die Achseln und schaute dann wieder mit seinem Lächeln den Italiener an. Der gab den Blick zurück, holte Papier und Tabak aus der Tasche und drehte sich eine Zigarette.

„Wie viele Faden Kette sollen überholt werden, Lootse?" fragte Wahlberg.

„Zehn, Capitan."

Wahlberg richtete sich überrascht auf.

„Was? Mit einem Schiff, das nur sechzehn Fuß tief geht, auf fünfzig Fuß Wassertiefe ankern? Hier auf der Karte ist fünfzig Fuß Tiefe auf zwei Meilen von der

Stadt verzeichnet. Nach meinem Tiefgang müßte ich zwischen der Stadt und dem Ankerplatz der anderen Schiffe zu liegen kommen; Sie aber legen mich noch eine halbe Meile hinter die anderen Schiffe zurück. Sie täuschen sich wohl, Lootse?"

Verga zog eine Brieftasche hervor.

„Capitan! Hier mein Patent von der Regierung von Buenos Aires, hier mein Patent von der Regierung in Montevideo. Ich täusche mich nicht, Capitan. Ich kann Ihr Schiff auch wo anders hinlegen; aber ich bürge nicht für seine Sicherheit. Wo ich Sie hinlege, finden Sie weichen Schlickgrund; Sie treiben nicht ab, wenn der Pampero einsetzt."

„Schlickgrund ist hier auf der Karte für alle Gebiete des La Plata verzeichnet," rief Wahlberg und strich mit der Hand über die Karte.

Verga zuckte verächtlich die Achseln.

„Die Karte ist von der englischen Admiralität; veraltet, Capitan. Haben Sie französische Karten an Bord?"

„Nein."

„Auf denen ist der bessere Ankerplatz verzeichnet. Die sind neuer und besser; auf ihnen würden Sie meinen Schlickgrund gefunden haben."

„Laß Dich mit Deinem Schlickgrund begraben, Kerl," sagte Wahlberg auf deutsch. „Es thut mir in diesem Falle um Sie und um die Mannschaft leid, Lunt. Wenn

der Kerl uns ans Ende der Welt zu Anker legt, dann wird sich für Sie und für die Leute kaum eine Gelegenheit ergeben, um an Land zu gehen. Lootse! Gehen an dem Platz, den Sie uns ausgesucht haben, viele Schiffe vor Anker? Wie viele liegen dort zur Zeit?"

Beide, Wahlberg wie Lunt, richteten den Blick erwartungsvoll auf den Italiener. Der Blick Lunts war gespannter; Verga empfand nur diesen.

„Wie viele Schiffe dort liegen, weiß ich nicht. Aber ein guter Lootse legt stets die Schiffe dorthin, und ein vorsichtiger Kapitän ist stets damit einverstanden."

Wahlberg zuckte die Achseln, drehte ihm den Rücken zu und begann auf dem Hinterdeck auf und ab zu gehen.

Als der Kapitän sich abwendete, sah der Lootse nach Lunt; der schaute ihn eigenthümlich und prüfend an, lächelte auch wieder, sagte aber nichts, als Verga in seinen Blick eine Frage legte. Gleich darauf begab sich Lunt an Wahlbergs Seite.

„Kapitän Wahlberg, ich bitte um meinen Abschied: ich möchte morgen schon das Schiff verlassen. Da Ihnen ebenso wenig wie mir die Nacht im englischen Kanal aus dem Gedächtniß entschlüpft sein wird, während welcher Sie, wie Sie sich damals auszudrücken beliebten, mir hinter die Ohren schlagen wollten, wie dem jüngsten Bengel an Bord, so werde ich wohl recht haben-

wenn ich voraussetze, daß mein Wunsch Ihnen nicht unerwartet kommen wird."

Wahlberg hatte erstaunt aufgesehen; aber die Ueberraschung schwand sofort wieder von seinem Gesicht.

„Nein, er kommt mir nicht unerwartet. Ich habe mich schon damals im Kanal darauf gefaßt gemacht. Ich erwartete jedoch nicht, daß Sie mich so schnell im Stich lassen würden. Nicht gerade, weil ich wegen eines Ersatzmannes in Verlegenheit wäre; wenn ich morgen im Laufe des Tages in Buenos Aires keinen finde, muß ich morgen Abend wieder an Bord gehen und mich ohne Steuermann behelfen. Das ist kein so großes Unglück. Aber haben Sie denn an sich selber gedacht? Haben Sie Freunde oder Bekannte in Buenos Aires?"

„Nein."

„Sie haben in Rotterdam zwei Monatsheuern Vorschuß bekommen. Die Reise hat gerade zwei Monate gedauert; Sie haben also keinen Pfennig mehr von mir zu verlangen. Wenn Sie nicht noch einige Tage an Bord bleiben, um ein paar Thaler zu verdienen, werden Sie schon morgen weder ein noch aus wissen und finden keinen Platz, wo Sie Ihren Kopf hinlegen können."

„Das ist meine Sache, Kapitän."

„Meinetwegen. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen."

Wahlberg wendete sich ab und ging weiter.

Lunt begab sich wieder nach hinten. Verga schien ihn erwartet zu haben; er kam ihm auf halbem Wege entgegen. Schon nach den ersten Worten schauten sie sich wieder mit eigenthümlichen Blicken in die Augen. Gleich darauf traten sie dicht an das Geländer des Quarterdecks heran und es begann zwischen Beiden ein leises, lebhaftes Gespräch.

Wahlberg brach bald darauf seinen Spaziergang ab, lehnte sich an das Gangspill vor dem Besanmast und schaute sich um.

Montevideo war eben noch seitlich sichtbar gewesen; nun begann es zurückzubleiben und endlich hinter der dunklen Masse des Cerros, des Leuchtthurmberges, zu verschwinden.

Es wehte Backstagswind; die Möwe mochte neun Knoten in der Stunde segeln. Außer der Vorwärtsbewegung war keine andere Bewegung im Schiff bemerkbar, es war ruhig „wie eine Stube", wie der seemännische Ausdruck für derartige Segelgelegenheiten lautet. Denn das Schiff befand sich bereits in „schmulem" Wasser; es stand hier keine Dünung und keine Grundsee mehr, ein Zeichen, daß an beiden Seiten das Land in der Nähe und die Wassertiefe nur gering war. Das Wasser selbst war gleich hinter Montevideo gelb geworden.

Dicht anschließend an den Cerro von Montevideo folgte eine dunkle hügelreiche Küste, welche allmählich

zurücktrat und endlich gegen Abend ganz verschwand. Nach keiner Seite hin war das Land sichtbar; die Möwe schien wieder im offenen Meere zu segeln, welches dieses Mal aber gelb und ruhig war. Auch war dieses Meer sehr belebt; viele Gaffelschuner waren sichtbar, auch einige lateinische Segel; hie und da, aber sehr selten, auch ein größeres Seeschiff. Das Heck der Bark wurde von einem Halbmond schreiender und keifender Möwen umgeben, welche mit ihrer Namensschwester eine Wettfahrt ausgemacht zu haben schienen.

Die Sonne stand dicht über dem Horizont.

Wahlberg legte die Hand über die Augen, um nach Westen zu sehen. Er konnte nichts unterscheiden. Er begab sich an das Skylight zurück, auf welchem sein Nachtglas lag. Dabei kam er an Verga und dem Steuermann vorüber, welche noch immer mit einander sprachen. Sie unterbrachen ihr Gespräch und kehrten sich nach ihm um.

„Das ist recht, Lunt, halten Sie sich den Mann warm, vielleicht kann er Ihnen drüben in Buenos Aires behilflich sein," sagte Wahlberg im Vorübergehen.

Er richtete das Glas; es war noch nichts zu sehen. Das Spazierengehen wurde ihm langweilig; am Steuerrade stand John Bart; er schlenderte nach hinten und sprach mit dem Matrosen.

Eine halbe Stunde später wurde der Matrose abgelöst; Wahlberg gab ihm den Befehl mit nach vorn,

daß die Ankerketten überholt werden sollten, das heißt, daß sie in losen weiten Ringen, welche die von Verga angeordnete Länge hatten, um die Ankerwinde und nach rückwärts klar gelegt werden sollten, damit sie beim Ankerfallen ungehindert über die Winde schießen konnten.

Unmittelbar, nachdem der Klingklang vor dem Fockmast aufgehört hatte, kam John wieder nach hinten und meldete, daß voraus an Backbord Land zu sehen sei.

Wahlberg hob wieder das Glas; Lunt und Verga thaten dasselbe.

Fern im Südwesten, in dem Feuer, mit welchem der sinkende Sonnenball gerade dort den Horizont überflammte, beinahe schwarz und in scharfen Umrissen erscheinend, stieg es aus den Wellen wie die durch gleichmäßige Zwischenräume getrennten Baumkronen einer Chaussee, die selber noch verborgen war.

„Sind das da drüben Inseln mit Bergkuppen, Lootse?“ fragte Wahlberg.

„Nein, Capitan. Nur das, was sie scheinen, also Bäume. Ist der Backbordanker klar gemacht?“

„Versteht sich von selbst. Das Land drüben scheint sehr niedrig zu sein.“

„Ja, Capitan. Bei Buenos Aires wird es etwas höher. Wir sind etwa zwei Leguas von der Küste entfernt und behalten diese Entfernung bis Buenos Aires bei; ankern auch in dieser Entfernung.“

„Wann?“

„Um Mitternacht.“

Wie es bei Fahrten innerhalb sogenannter Reviere, in welchen nur bei Tage gesegelt und bei Nacht vor Anker gegangen wird, der Fall ist, war die ganze Mannschaft an Deck. Sie verrichtete aber nicht die gewöhnlichen Schiffsarbeiten, sondern stand und saß vor dem Fockmast herum, um für jeden Zwischenfall bereit zu sein.

Nachdem die Ketten überholt waren, sprang John auf die Back, entdeckte dort gleich mit dem ersten Blick Amerika, meldete es nach hinten und erschien dann zum zweiten Mal auf der Back, um im Anschluß an seine Entdeckung das große Wort zu ergreifen.

Der Koch, welcher in der Kombüsenthür stand und aus dessen linkem Mundwinkel eine Kalkpfeife baumelte, deren Kopf nach unten gedreht war, trat etwas aus der Thür heraus, um dem Matrosen besser zuhören zu können. Dabei fiel es ihm auf, daß der Pfeifenkopf nach unten hing; er kehrte ihn also nach oben. Da das nur unvollständig gelang und Johns Rede gleich von Anfang an sehr interessant war, ließ er den Pfeifenkopf ruhig in der alten Richtung hängen.

„Männers, ich habe Euch was zu erzählen,“ begann John. „Wißt Ihr, wie das Loch da vor uns heißt? Karl, weißt Du, wie jen' Loch heißt?“

John deutete rückwärts über die Schulter in der Richtung, in welcher Buenos Aires liegen mußte.

„Buenos Aires heißt dat Loch," behauptete Karl.

„'N richtiger Jan Maat sagt Bones Rowes. Aber das ist nicht Allens. Als ich noch achtern am Rohr stand, kam der Alte zu mich 'ran, um 'mal wieder 'n vernünftiges Wort zu hören. ‚Weißt Du, wie der Hafen vor uns heißt, John? Du mußt nicht glauben, John, daß diese Stadt weiter nichts wie Buenos Aires heißt. Weißt Du, was Buenos Aires auf deutsch bedeutet?' Das ist ein spaniolsches Wort, Kap'tän Wahlberg, sagt' ich. ‚Du hast recht,' sagt er, ‚aber weißt Du auch, daß es auf deutsch gute Lüfte bedeutet.' Worauf ich wieder sagte, daß das Loch wahrscheinlich so heißt, weil es dort 'nen guten Geruch giebt! Der Alte lachte und sagte, daß er das nicht so genau wüßte. Aber vielleicht könnte Einer errathen, was das mit die guten Lüfte zu bedeuten hätte, wenn Einer den ganzen Namen von dem Loch aufsagt. Und dann fing der Alte an, den ganzen Namen zu sagen. Männers! Es giebt Bandwürmer in der Welt; aber mit diesem Namen verglichen ist der längste Bandwurm ein Kabelgarn. Dunnerchen, Dunnerchen und Dunnerchen! Versprecht Ihr mir, nicht auf den Rücken zu fallen? Puerto — de — la — santisima Maria de — los Buenos Aires — gehört? Ich bilde mich ein, daß die alten Spaniolen 'nen Spleen gehabt haben

müssen, als sie für ihre Löcher solche Namens aussuchten. Als der Alte den Namen gesagt hatt', bekam ich 'n solchen Schreck, daß ich das Schiff gleich zwei Strich' in den Wind gehen ließ. Der Alte sah mir an, lachte los und sagte dann auf seine Manier, jetzt, John, sollst Du mir diesen Namen wiederholen. Ich faßte mir schnell und antwortete, Kap'tän Wahlberg, wenn der Kap'tän mich diesem Namen auf Hochdeutsch übersetzen möchte, so daß ich mich etwas dabei denken könnte, dann würd' ich den spanioliſchen Namen wohl auch bald aussprechen lernen. Der Alte sah mir auf seine Manier an, lachte wieder und sagte. „Gewiß, John, auf Deutsch behält sich der Name viel leichter. Die Stadt nennt sich nämlich das Mariechen mit den guten Lüften."

„Hat sich der Alte auch nicht über Dir lustig gemacht?" fragte der Koch von der Kombüse her.

„Meinst Du, daß er mir so behandelt, wie Dir? Du alter Schweinebraten, hier binnen Lands scheinst Du mich wieder hoch kommen zu wollen. Mach' nicht, daß ich mir von hier erhebe. Mich hat der Name sehr gefallen; Mariechen mit den guten Lüftchens. Dabei kann ein vernünftiger Seemann sich etwas denken. Nun sind wir bald so nah heran, daß wir diese Lüftchens zu riechen bekommen werden. Vielleicht können wir sie jetzt schon riechen."

John drehte sich um und schnüffelte in der Luft

herum. Die meisten Matrosen nahmen erhöhte Standpunkte ein und schnüffelten ebenfalls.

Nur der Koch blieb ruhig in der Kombüsenthür stehen und lachte höhnisch.

„Ein Dämelsack macht viele Dämelsäcke. Männers, glaubt Ihr, daß 'n spaniolsches Mädchen anders riecht, wie die Mädchens von unsere Hochten an Nordsee und Ostsee?"

Die ganze Gesellschaft, auch John, drehte sich wieder nach der Innenseite des Schiffs um.

„Gewiß riechen sie anders," sagte der Matrose erbost. „Wer sagt, daß sie nicht anders riechen, der hat niemals nicht mit 'nem spaniolschen Mädchen 'nen spaniolschen Tanz getanzt. Von die Blumens, die sie sich ins Haar stecken, und von die feinen Wasserchens, mit denen sie sich das Gesicht beschmieren, geht solch 'n Geruch aus, daß ich mir stets ganz benommen gefühlt hab'. Als ich in Kadicks war —"

„Ich möchte Dir mal so 'nen Tanz tanzen sehen," sagte der Koch und trat auf das Deck.

„Du scheinst mich nicht zu glauben. Du alter Schweinebraten kommst mich vor wie 'nen ungläubigen Thomas. Wenn Du es bewiesen haben willst, dann will ich es Dich beweisen. Platz, Männers!"

John sprang von der Back auf das Vorderdeck herunter. Dort krempelte er seine wollenen Hemdärmel

noch höher auf, schob die Mütze noch weiter ins Genick und begann dann die Planken mit Sprüngen und Fußtritten dermaßen zu bearbeiten, als wenn die gesammte Möwe in Grund und Boden gestampft werden sollte. Gleichzeitig verrenkte er die Arme und schlenkerte mit denselben in der Luft herum, als wenn er Befehl erhalten hätte, alle Segel zu gleicher Zeit beizusetzen.

Endlich stand er erschöpft still und schaute den Koch an.

Der nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Du scheinst mich den Säuferwahnsinn zu haben, John. Das soll mich 'nen spaniolschen Tanz sein? Wenn die Yankees sich vollgesoffen haben wie die Spritzen, dann tanzen sie 'ne Art Tanz, was man die Hornpipe nennt. Und wenn ich jene Brüders wieder 'mal tanzen sehe, dann werde ich mir immer und stets an Dir erinnern müssen. Das Allens sind Fatzkens. Was ich meine, ist 'n richtiger deutscher Walzertanz, wenn man ihm mit einem feinen Herrenmädchen tanzt, die mit sich reden läßt. Ich meine, daß solch' ein Walzertanz ein Hochgenuß ist für jeden gebildeten Mann."

„Aus dieser Anspielung läßt Du Dir merken, daß Du Dir für einen gebildeten Mann hältst. Wenn Du Dir nun aber täuschest, Koch? Denn ich möchte Dir wohl sehen, wenn Du binnen Lands mit 'nem Herrenmädchen auf Deine Manier tanzen willst."

„Wenn wir wieder auf unsere Hochten sind, werde ich Dir zu mir einladen; und wenn wir uns dann durch 'nen guten Kümmel geanimirt haben werden, dann wirst Du mir tanzen sehen."

„Ich will Dir jetzt gleich tanzen sehen. Du scheinst Dir damit drücken zu wollen, Du alter Kasserollenmops."

„Es ist mich zu dunkel geworden, und ich will mich an dem verfluchten Kettenkram nicht die Knochens zerbrechen."

Es war in der That schon lange dunkel geworden. Es mochte elf Uhr Nachts sein; der Wind war flau, draußen hoben sich nur noch die niedrigen, unschädlichen Wellen eines Flusses.

„Dagegen weiß ich 'ne schmucke Melodie," fuhr der Koch fort, „'ne Melodie, nach welcher sich allenfalls ein Walzertanz tanzen läßt. Soll ich sie Euch singen?"

„Du willst wohl, daß wir uns über Dir todtlachen sollen, Koch?"

„Was den Einen recht ist, ist den Andern billig, John. Wenn ich jetzt singen werde, brauchen aber die Achtergäste nichts davon zu hören. Kommt näher, Männers."

Die Matrosen bildeten um die Kombüsenthür einen Halbkreis; John pflanzte sich breitbeinig und die Hände in die Hosentaschen steckend, unmittelbar vor dem Koch

auf. Alle Gesichter waren tiefernst; nur John lächelte höhnisch und schien von vornherein zur Kritik aufgelegt.

Der Koch fabrizirte schnell hintereinander ein halbes Dutzend großer Rauchwolken, schlug dann die Knie über einander, legte den Kopf zurück und schloß halb die Augen. Während er sang, streckte er, dem Rythmus folgend, die Hand, welche die Pfeife hielt, bald weit fort, bald tippte er mit derselben auf die Stelle, an der er sein Herz vermuthete.

„Einst ging ich zum Balle,
Ich putzte mir prächtig,
Die Kneifzange saß mich
Gemacht wie von Guß,
Die schneeweißen Leesegels
Standen mich prächtig,
Wie Kohlentheer glänzte
Der Stiefel am Fuß.

Nachdem ich hinein
In den Ballsaal getreten
Und mir nach allen
Seiten verbeugt,
Hat bald ein blankes
Fräulein gelächelt
Und schien mit mich
Zum Tanze geneigt.

Kaum hatt' ich die Länge
Des Saales durchmessen
Und wollte mit meiner
Fregatt' über Stag,
Da riß sie sich los
Wie vom Teufel besessen,

So daß sie beinahe
Den Arm mich zerbrach.

Und hört', was ich hörte
Sie leise noch sagen
Zu allen den Damens,
Die standen umher:
Ach Gottchen, ich konnt's ja
Nicht länger vertragen,
Er roch ja so furchtbar
Strenge nach Theer."

Der Koch schaute seinerseits erwartungsvoll den vor ihm stehenden John an.

„Ich weiß nicht, Koch, wie es kommt, daß Du beim Singen Augen machst, wie 'n abgestochenes Kalb. Auch gefällt es mich nicht, daß Du den Arm dabei bewegst, wie 'n Schlossergeselle den Blasebalg. Es ist keine Frage nicht, daß das 'ne schmucke Melodie ist; um so mehr muß es mich auffallen, daß der Kerl, der sie eben —"

„Geit das Großsegel auf!" schallte Lunts Stimme vom Hinterdeck.

„Geit auf" — im vielstimmigen Chor wurde der Befehl wiederholt, dann tobte es laufend und springend zu dem großen Mast hin.

John bemächtigte sich des steuerbordschen Geitaues. Die beiden Hörner des großen Untersegels stiegen langsam in die Höhe.

„Ho, ho, ho — ho — wir scheinen also schon — ho, ho, ho — im Revier — ho — ho — von der

Mariechen — ho — ho — ihre Lüftchens — ho — zu sein — ho — ho — ho —"

Die Segel wurden nacheinander aufgegeit.

Alles Geräusch hatte aufgehört. Die Masten des Schiffes standen senkrecht; es trieb noch vorwärts, aber nicht mehr unter dem Druck der Segel, sondern nur noch unter dem kaum bemerkbaren Druck, welchen der flaue Wind auf die stehende Takelage auszuüben vermochte.

Der Lootse, Wahlberg und Lunt standen in der Nähe des Rades. Alle Drei hatten die Nachtgläser angesetzt und schauten schweigend nach Süden.

Verga ließ das Glas sinken und gab einen Befehl.

„Führen Sie den Anker unter den Krahn, Steuermann," sagte Wahlberg.

Lunt ging nach vorn.

Bald darauf ließ sich ein starkes, pausirendes Knirschen hören. Der Anker, welcher bisher an der Außenbordwand durch Ketten wagerecht gehalten war, verließ die wagerechte Haltung und schwebte gleich darauf senkrecht unter dem viereckigen Krahnbalken.

„Wasser aufschlagen!" befahl Lunt.

„Schon geschehen, Steuermann," antwortete ein Matrose.

Der Schiffszimmermann stellte sich, ohne den Befehl abzuwarten, an der Stelle der Back auf, welche sich über dem wagerechten Ankerspill befand und dasselbe beinahe

berührte. Von unten wurde ihm ein Eimer Wasser gereicht.

Die Mannschaft stand an beiden Seiten der Schanzkleidung; die Leute drängten sich dicht an dieselbe an. Alle schienen den Athem anzuhalten; die Blicke waren unverwandt auf die mächtigen Ketten gerichtet, welche in drei Buchten vom Ankerspill rückwärts bis zum Fockmast auf dem Deck lagen.

Lunt saß auf dem Krahnbalken und hatte den eisernen Hebel in der Hand, welcher zum Abdrehen des Mechanismus diente, der den Anker zum Fallen bringen mußte. Er hatte sich etwas vorgebeugt und schaute auf den Anker nieder, der unmerklich die Bewegungen des Schiffes mitmachte.

Die tiefe Stille dauerte einige Minuten.

Die Matrosen sahen sich plötzlich an. Der schwache Windhauch, welcher bisher von hinten geweht hatte, kam allmählich von der Seite, endlich von vorn. Das Schiff hatte aufgedreht. Die Seeleute schauten noch gespannter auf die Ketten.

Wiederum eine Minute tiefsten Schweigens.

„Fall' Anker!" Wahlbergs Stimme unterbrach hell, beinahe freudig die Todtenstille.

„Fall' Anker," murmelte Lunt.

Im nächsten Augenblick spritzte der Schaum bis über das Bugspriet empor. Die drei Kettenbuchten auf dem

Deck hoben sich bis auf Mannshöhe und schossen dann donnernd und klingend nach vorn. Wo ihr Eisen sich mit dem Eichenholz des Spiels rieb, schlugen die Flammen auf.

Der Zimmermann schleuderte das Wasser über die brennenden Stellen. Gleich darauf zeigte der aufsteigende weißliche Dampf, daß diese kleine Gefahr beseitigt war.

„Hält der Anker?“ schrie Wahlberg nach vorn.

„Nein!“

„Stech weg!“

Vorn begann ein wildes Durcheinander von Gesang und Geschrei; die Ankerkette wurde „zugebracht“. Dazwischen das donnernde Ablaufen der Kette. Endlich stand das Schiff.

Wahlberg schaute nach oben. Der Wimpel am Besanmast wehte nach rückwärts; das Schiff lag auf dem Winde, ritt vor dem Anker und bewegte sich nicht mehr.

„Du kannst nach vorn gehen,“ sagte Wahlberg zu dem Mann am Steuer.

„So, meine Möwe, nun ruh' deine Flügel! Lunt, sagen Sie dem Koch, daß er die Signallaternen fortnimmt und die Ankerlaterne aufhißt. Morgen bei Tagesanbruch lassen Sie die Segel abschlagen und die Bramrahen an Deck nehmen. Wenn Sie hier abgeklart haben, kommen Sie in die Kajüte und trinken mit mir Bier. Lootse, kommen Sie nach unten.“

Einige Minuten später erschien John mit einem andern Matrosen auf dem Quarterdeck. Der Letztere kletterte zum Gaffeltopsegel empor, John beschlug weiter unten den Besan. Der größte Theil der Matrosen war bereits aus der Takelage heruntergekommen und befand sich im Roß.

„Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat, und sich niedersetzen kann zu einem Glas Bier im Rathskeller zu Bremen," sang Wahlberg unten in der Kajüte, frei nach Heinrich Heine, und in eigener Melodie. „Koch' Du siehst hier drei durstige Männer; stelle also drei Mal drei Flaschen auf den Tisch, dann scheer' Dich nach vorn und gieb den Leuten einen Schnaps. Sag' auch dem Steuermann, er möchte herunterkommen."

„Hörst Du ihn?" flüsterte John nach oben, „es kömmt mich vor, als wenn auch der Alte mal wieder ganz gern binnen Lands ist. Den ganzen Tag über haben ihm auf ganz besondere Manier seine Augen gefunkelt. Bist Du klar? Dann komm nach vorn, damit der Schweinebraten nicht wieder Skandal macht, wenn er unsertwegen noch 'mal die Buddel voraus schleppen muß.

Als Lunt in die Kajüte trat, standen die entkorkten Flaschen und gefüllten Gläser bereits auf dem Tisch. Wahlberg war damit beschäftigt, die weißen Leinwandüberzüge des Sofas und der Polsterkäben in einen Winkel der Kajüte zu werfen.

Verga hatte sich bereits niedergelassen, rauchte eine Zigarre und betrachtete nachdenklich den dunkelrothen Sammet der Geräthe und die in Weiß und Gold schimmernden Kajütenwände.

Wahlberg und Lunt setzten sich ebenfalls. Der Erstere ergriff ein Glas und erhob sich wieder.

„Signore Verga, trefflicher Lootse, Sohn von Genova la Superba und Bruder von Cristoforo Colombo und Andreas Doria! Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir mein Schiff nicht ersäuft haben und trinke alla vostra!"

Der Italiener verbeugte sich höflich und erhob sich seinerseits.

„Gentilissimo capitano —"

„Donnerwetter, so viel nicht!" Wahlberg warf sich lachend in die Sofaecke zurück.

Der Italiener verneigte sich noch verbindlicher.

„Gentilissimo capitano! Auch ich erhebe mein Glas. Aber ich trinke nicht auf Ihre Gesundheit, welche gut ist. Ich trinke auch nicht auf Ihr Herz, welches edel ist. Ich trinke auch nicht auf Ihre Vaterstadt, auf das erlauchte Hamburg, welches eine Superba des Nordens ist. Ich trinke auch nicht auf Ihr Schiff, welches seinen Namen verdient. Ich trinke nicht auf Ihren Steuermann und Ihre Mannschaft, welche des Kapitäns und dieses Schiffes würdig sind. Nein, Sennor. Soll ich auf Dinge trinken, welche fest stehen, wie der Cerro von Montevideo? Nein, Sennor.

Ich trinke auf eine Sache, welche erst geboren wird und noch nicht feststeht; und welche, obwohl sie noch nicht feststeht, doch bereits höher steht, als alles Feststehende — Sennores, schauen Sie mich an, wundern Sie sich über mich, aber ich kann nicht anders — die Freiheit des Rio de la Plata, ich trinke auf die heilige Freiheit!"

„Prosit!" sagte Wahlberg und trank sein Bier. „Ich möchte wissen, wie der reden wird, wenn er erst bei der dritten Flasche angelangt ist. Da wir vor Anker liegen, mag es hingehen. Kommen Sie her, Lunt, stoßen Sie mit mir an. Auf daß es Ihnen in Buenos Aires gut gehen möge!"

„Ihnen auch, Kapitän," sagte Lunt düster und mit niedergeschlagenen Augen und ließ sein Glas gegen dasjenige Wahlbergs klingen.

Das Intermezzo ging in deutscher Sprache vor sich.

„Sie haben auf die Freiheit Deutschlands getrunken, Sennores?" warf der Italiener auf spanisch dazwischen. „Ich schließe mich an. Es lebe die Freiheit Deutschlands!"

„Gewiß, Lunt, schenken Sie die Gläser voll. Herr Italiener, toben Sie sich aus, erzählen Sie uns von der Freiheit."

„Gentilissimo! Die Freiheit, welche mir am Herzen liegt, am meisten am Herzen liegt, ist diejenige meines neuen Vaterlandes. Vielleicht werden Sie mich für

engherzig und selbstsüchtig halten, wenn ich von ihr zuerst beginne."

„Keineswegs. Sprechen Sie, von welcher Freiheit Sie wollen."

„Es ist eine Freiheit ohne Rosen im Haar, ewig in Trauerkleider gehüllt —"

„Ich denke, hier in Südamerika wechseln sie öfter die Kleider. Sie thut das nicht? Wie kommt das?"

„Weil ein Usurpator, ein Tyrann, ein Bluthund sie daran verhindert. O Sennores!"

„Erzählen Sie auch von dem Usurpator, dem Tyrannen und dem Bluthund. Ich weiß zwar nicht, welchen Sie meinen, das ist aber gleichgültig, fangen Sie an."

Und der Italiener begann. Der halbverrückte Phrasenschwall, welcher jetzt vom Stapel lief, war nicht ausschließlich ein Erzeugniß des Geschmackes des italienischen Schwätzers. Mit der Art und Weise, in welcher er über den Diktator von Buenos Aires herzog, verband er einen Zweck, welcher sich in den blitzschnellen lauernden Blicken kundthat, die er auf Wahlberg immer grade dann richtete, wenn er den Diktator am wüthendsten beschimpfte.

Wahlberg machte keine Anstalten, den Letzteren zu vertheidigen. Er lag in der Sofaecke, rauchte seine Zigarre und amüsirte sich vortrefflich.

Der deutsche Kapitän wußte also weder etwas von den Gewehren, die für Urquiza bestimmt waren, noch

kannte er den Diktator, obwohl er für dessen Tochter, wie auch dessen Tochter für ihn selber unwiderlegbares Interesse bewiesen hatte.

Als der Italiener das festgestellt hatte, ließ er sich gehen, trank Bier, und wußte in seinen Enthüllungen kein Maß.

„Wie viele hat er denn füsilirt?" fragte Wahlberg.

„Füsilirt? Capitan, seine Waffen sind der Dolch, das Gift, das Beil. Wie viele er umgebracht hat? Capitan, wie viele persönliche Feinde haben Sie selber? Wahrscheinlich keinen. Und wenn Sie einen hätten, würden Sie ihn umbringen? Nein. Rosas hat die ganze Welt zu persönlichen Feinden, und einundzwanzigtausend hat er bisher umgebracht — durch seine Namensunterschrift — einundzwanzigtausend, Senor!"

Auf Wahlberg machte die Zahl keinen Eindruck. Der Italiener war betrunken; daß er während eines Rausches mit solchen Zahlen um sich warf, war nicht zu verwundern.

Verga sah wild zu ihm hinüber, schaute sich dann ebenso wild in der Kajüte um und dann abermals zu Wahlberg hinüber.

„Glauben Sie mir nicht, Capitan?"

„Das Glas Bier, welches wir jetzt trinken werden, ist das letzte. Wir wollen schlafen gehen," sagte Wahlberg und gähnte.

„Mit seiner Namensunterschrift, Capitan?"

„Schenken Sie ein, Lunt. Mit seiner Namensunterschrift? Sind Sie einmal bei einer seiner Hinrichtungen dabei gewesen, Lootse?"

„Hundert Mal! Mit seiner Namensunterschrift, Capitan. Sie müssen freilich nicht glauben, daß er seine Mordbefehle wie ein gewöhnlicher Henker unterzeichnet — nein, nein —"

Verga sah sich noch einmal um, griff dann in seine Brusttasche, zog eine Brieftasche hervor, öffnete sie mit zitternden Fingern und warf ein zusammengefaltetes Papier auf den Tisch.

„Lesen Sie das, Capitan. Ich weiß nicht, warum ich den Wisch noch immer mit mir herumtrage. Es kann mich den Kopf kosten, wenn der Bluthund — Capitan, ich schenk' Ihnen den Wisch. Nehmen Sie ihn nach Europa mit und lassen Sie ihn in die Zeitung setzen. Sie wollen wissen, wie er seine Mordbefehle unterzeichnet? Lesen Sie!"

Wahlberg beugte sich mit Interesse vor, legte die Zigarre fort und entfaltete das Papier.

Es war ein Brief.

Wahlberg hatte als Student in Göttingen einmal ein Autograph Dantons in der Hand gehabt. Als er die Schrift dieses Briefes sah, glaubte er zuerst, abermals

eine Aeußerung des französischen Revolutionärs vor sich zu haben.

Das waren dieselben sicheren männlichen Charaktere. Sie waren beinahe senkrecht; die Aufstriche fein, die Grundstriche stark, Alles rund und kräftig und trotz der Flüchtigkeit doch so klar und deutlich, daß man den Inhalt des Schreibens mit einem einzigen Blick umfassen konnte.

Wahlberg schickte sich an, den Brief zu lesen.

Berga legte plötzlich die Hand auf das Papier.

„Warten Sie einen Augenblick, Capitan. Damit Sie seine Worte verstehen, muß eine Erklärung vorangeschickt werden. Der Oberst Acha, von welchem in dem Schreiben die Rede ist, überfiel vor zehn Jahren mit 250 Mann die 2000 Mann, welche General Aldao kommandirte und sprengte sie auseinander. Das ist der Grund, aus welchem Acha, der später den Mordbanden des Bluthundes von Buenos Aires in die Hände fiel, über die Klinge springen mußte. Jetzt lesen Sie, Capitan; oder lesen Sie vielmehr zwischen den Zeilen!"

Wahlberg las.

Buenos Aires, am 16. September 1841.

Don Juan Manuel de Rosas an den General Pacheco.

Mein theurer Freund! In meinem gestrigen Schreiben vergaß ich, mit Dir über den wilden Unitarier

Acha und die gefangenen Offiziere seiner Horde zu sprechen, welche, wie man mir berichtet, der Gouverneur von Mendoza nach San Carlos geschickt hat.

Ich kann an einen solchen Irrthum nicht glauben. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß man in so leichtherziger Weise die Hand von Männern läßt, welche, wenn sie entwischen, uns nichts Gutes bereiten werden. Aus tausend Gründen scheint es mir angebracht, die Wohlthat, welche uns Gott anthat, als er diese Männer in unsere Hände gab, nicht zu verscherzen. Die Nachsicht, welche man ihnen versprochen haben mag, kann nur dann geübt werden, wenn unserer heiligen Sache kein Nachtheil daraus entsteht; umsomehr, da sie selber ja wie wirkliche Wilde gegen uns vorgegangen sind, und, als sie sich an uns ergaben, durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen waren. Was ich hier geschrieben habe, bitte ich Dich, dem General Aldao mittheilen zu wollen, in dessen Gewalt sich Acha befindet.

Ich nehme die Gelegenheit wahr, um Dir die Betheuerungen der Freundschaft zu wiederholen, durch welche mit Dir verbunden ist

Dein

Juan M. de Rosas.

Wahlberg überflog den Brief zum zweiten Mal. Der Diktator hatte diese Zeilen geschrieben, ohne daß seine Hand ein einziges Mal gestockt hatte. Kein Wort

war ausgestrichen und durch ein neues ersetzt; es handelte sich um Menschenleben; — ohne Zögern, ohne langes Nachdenken war hier ihr Tod dekretirt.

Wahlberg warf einen dritten Blick auf den Brief und legte sich schweigend zurück. Er schaute nach seiner Zigarre, aber er nahm sie nicht an sich und ließ sie ausgehen.

„Nun, Capitan!“ rief Verga. „Sie haben kluge Augen. Haben Sie das verstanden?“

„Ja,“ sagte Wahlberg leise. „Wie ist der Brief in Ihre Hände gekommen?“

„Der Aldao, von welchem in dem Briefe die Rede ist und welcher den Acha enthaupten ließ, nachdem er die Ansicht des Bluthundes erfahren hatte, dieser selbe Aldao ist heute Polizeichef von Buenos-Aires. Wie der Brief in meine Hände gekommen ist? Durch Zufall; General Pacheco wird ihn irgendwo liegen gelassen haben. Dergleichen Briefe treiben sich zu hunderten im Lande herum und werden von Hand zu Hand gegeben. Der Bluthund macht sich nichts daraus; geht aus dem Brief doch hervor, daß er es in seiner Weise gut gemeint hat!“

„Sie boten mir den Brief an. Halten Sie das Anerbieten aufrecht?“

„Mit Freuden. Unter der Bedingung, daß Sie ihn in Europa in eine Zeitung setzen lassen. Wenn Sie

wünschen, verschaffe ich Ihnen noch mehr Briefe des Blut-hundes und schenke sie Ihnen ebenfalls!"

Wahlberg nahm schweigend den Brief aus den Händen Lunts, der ihn ebenfalls gelesen hatte.

Dann erhob er sich.

„Ich will noch einen Augenblick an Deck gehen. Gute Nacht, Sennores."

Oben an Deck herrschte tiefes Schweigen. Es war Windstille; die Ankerlaterne oben am Fockstag bewegte sich kaum. Der wachthabende Matrose saß regungslos auf der Back.

Wahlberg nahm das Glas und musterte den Horizont.

Im Süden, in weiter Entfernung, unterschied er eine Reihe heller Punkte; das waren die Laternen der Schiffe, welche dort ankerten.

Jenseits der Schiffe, in noch weiterer Ferne, erhob es sich aus dem schwarzen Horizont wie ein kaum bemerk-barer dunkelrother Schein.

Das war der Reflex der Straßenbeleuchtung von Buenos Aires.

Wahlberg setzte sich auf die Bank, welche sich neben dem Skylight befand, und schaute lange zu dem düsteren Feuerschein hinüber.

Es mochte ein Uhr nach Mitternacht sein, als er sich wieder zurückzog.

In der Kajütenthür blieb er stehen.

Die Kajüte war leer; aber die Lampe brannte noch und beleuchtete hell das Weiß und Gold der Wände. Auf dem Tisch lag, noch immer entfaltet, der Todesbefehl des Diktators.

Wahlbergs erster Blick traf diesen Brief. Er furchte die Stirn und drehte langsam den Kopf. Ueberall begegnete er dem Weiß und Gold der Kajüte.

Woher kam es, daß ihm der Traum einfiel, den er einst auf hoher See gehabt und in welchem ihm diese weiße Kajüte wie das Innere eines Pantheons erschien, eines Sarges, in welchem er hinübergetragen wurde in den langen Schlaf?

Zum zweiten Mal traf sein Blick den Brief des Diktators. Sein Auge wurde leer.

Langsam senkte er den Kopf.

„Scheut' — scheut' Dein Herz — Dein Herz keinem Seemann — —
Das bringt Dir kein — Glück —
Denn in — in den Wellen — zu — zu ertrinken —
Das ist — sein — sein Geschick — — —"

Halb gesungen, halb geflüstert, aber leise, leise, und jedes Wort für sich allein, kam der Vers von seinen Lippen.

Er schien ihn wiederholen zu wollen. Aber er bewegte nur die Lippen.

V.

Als Wahlberg am folgenden Morgen das Deck betrat, war dasselbe bereits mit den abgeschlagenen Segeln bedeckt. Auf dem Hinterdeck befanden sich der Steuermann und Verga. Als Wahlberg die Treppe hinaufstieg, kam der Erstere ihm entgegen.

„Kapitän Wahlberg, der Lootse bittet um Erlaubniß, heute noch an Bord bleiben zu dürfen. Er sagt, daß gegen Abend hier einige Gaffelschuner vorbeikommen müssen, die nach Montevideo segeln. Da er auf den Schunern Bekannte hat, will er sie anrufen und die Gelegenheit nach Montevideo benutzen. Was soll ich ihm sagen?"

„Der Kerl fürchtet sich wohl, in Buenos Aires ans Land zu gehen?"

„Das weiß ich nicht."

„Nach der Art und Weise, in der er gestern auf den Präsidenten geschimpft hat, kann man das wohl annehmen. Gut, auf einen oder zwei Tage soll es mir

nicht ankommen. Er kann bleiben; sagen Sie ihm das. Ist ein Boot in Rufweite?"

„Es ist bereits eines längsseit, Kapitän Wahlberg. Ich habe mich übrigens über Nacht anders besonnen, Kapitän. Ich will fort und ich muß fort; Sie selber haben gestern zugestanden, daß mein Wunsch gerechtfertigt ist. Aber da Sie wegen eines Nachfolgers in Verlegenheit sind, so will ich gern noch einige Tage bleiben, bis Sie einen gefunden haben. Ich will sogar so lange bleiben, bis die Ladung gelöscht ist. Dann allerdings müßten Sie sich nach einem anderen Steuermann umsehen."

Wahlberg schaute den Mann verwundert an, denn Lunts Stimme klang im Gegensatz zu gestern Abend unterwürfig und beinahe bittend. Allmählich aber schwand das Erstaunen des jungen Kapitäns; er führte Lunts Anerbieten auf die Erkenntniß der Dinge zurück, welche er ihm gestern vorgehalten hatte.

„Ich nehme Ihr Anerbieten an," sagte er kalt. „So ist uns Beiden geholfen. Es wäre auch höchst sonderbar gewesen, wenn Sie sich, ohne einen Groschen Geld in der Tasche zu haben, ans Land begeben hätten. So klein der Verdienst ist, den Sie während der Dauer des Löschens haben werden, so genügt er jedenfalls, um Ihnen über die ersten Tage wegzuhelfen. Wo ist das Boot?"

Wahlberg ließ sein Gepäck hinunterbringen; dann stieß das Boot vom Schiffe ab, hißte sein Loggersegel

und entfernte sich, da der Ostwind von gestern wieder aufgefrischt hatte, schnell in der Richtung nach Buenos Aires. Der Kapitän warf einen Blick auf sein Schiff. Auch der Möwe sah man die lange Seereise an; der schwarze Rumpf war in ein verwaschenes Grau gekleidet und die Rostflecken und Streifen beschmutzten überall die graue Fläche.

Eingehendere Untersuchungen vermochte er nicht anzustellen, denn es war neblig, die Möwe war bald verschwunden. Weil es neblig war, vermochte Wahlberg auch nur die nächstliegenden Schiffe der langen Reihe zu erkennen, die sie nach einer halben Stunde durchschnitten. Das Schiff, welches er suchte, war nicht darunter. So blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als die Bootsleute zu fragen, ob der Holländer zwischen diesen hier vor Anker läge. Die Bootsleute waren Italiener, wie überhaupt alles Pack, das am La Plata sein Wesen treibt; diese hier waren außerdem Bekannte und Gesinnungsgenossen Vergas. Der Genueser hatte das Boot angerufen und nachdem es bei der Möwe angelegt, seinen Landsleuten die Chance, den deutschen Kapitän an das Land zu setzen, unter der Bedingung zugesagt, daß sie demselben nichts von dem Holländer sagten, der, wie er sich gleichzeitig vergewissert hatte, dort vorn ankerte. Die Leute waren, ohne viel nach seinen Beweggründen zu fragen, auf seine Bedingung eingegangen.

Als Wahlberg sie fragte, zuckten sie die Achseln und hatten kein holländisches Schiff gesehen.

Auch die Reihe der ankernden Schiffe blieb zurück. Es war neun Uhr Morgens. Der Nebel hob sich endlich, von oben brach die Sonne durch.

Dort lag Buenos Aires.

Röthlich-weißlich, sich nach hinten hin und besonders in der Mitte amphitheatralisch erhebend, streckte sich die Stadt so weit an dem gradlinigen Strande hin, daß weder rechts noch links ihre Grenze zu unterscheiden war. Stärkere senkrechte Schatten deuteten auch hier die Straßen an, welche als schmale Perspektiven den Einblick weit in die Stadt hinein gewährten; unendlich viele wagerechte Schatten, welche auf dem rosenfarbenen Grunde nur schwach erkennbar waren, bezeichneten die Stufen, auf welchen das Amphitheater nach hinten hin sich immer höher erhob. In der Mitte erglänzte eine hohe Basilika im Sonnenlicht; rechts und links davon, nach hinten zu und mit der zunehmenden Höhe der Stadt häufiger werdend, ragten Kirchen mit viereckigen doppelten Thürmen im spanischen Stil. Rosenroth war auch die Basilika und die Dächer und Thürme der Kirchen. Nur dort unten, links, wo die Stadt etwas vom Strande zurückzutreten schien, wurde das lichte Roth des Amphitheaters von einem Schatten getragen, der unten am Strande am dunkelsten war.

Als Wahlberg die Italiener fragte, antworteten sie ihm, der obere Theil des Schattens sei ein altes, steinernes Fort aus der spanischen Zeit; der untere Theil seien Gebüsche von Trauerweiden.

„Trauerweiden?"

„Si, capitano."

Nur das leise Flüstern des Wassers vor dem Bug und hinter dem Kiel war hörbar. Sonst überall tiefes Schweigen; schweigend wuchs die Stadt dort vor ihnen auf. All die Leidenschaften und Verbrechen, deren Schooß und Schauplatz sie war, all das schien sie für klein und für gering zu halten und begrub es unter Ruhe und Majestät. Dieses Schweigen war ergreifend.

„Trauerweiden?"

„Si, capitano, si —"

„Sie sind am Platz. Denn Eure Stadt sieht aus wie ein prächtiges Pantheon."

Die beiden hölzernen Landungsbrücken, welche heute vom Ufer ab beinahe einen halben Kilometer in den La Plata hineinführen, existirten damals noch nicht. Wahlberg mußte hundert Schritt vom Strande entfernt einen hochrädrigen, von Ochsen gezogenen Karren besteigen, der ihn und sein Gepäck ans Land schaffte. Aehnliche Wagen schafften auch die Landesprodukte in die Leichterfahrzeuge, welche dieselben zu den weit hinten ankernden Seeschiffen brachten.

Mit diesen Verladungen waren Arbeiter beschäftigt, welche farbige Leibbinden und runde blaue oder rothe Wollmützen trugen; es schienen demnach spanische, vielleicht baskische Einwanderer zu sein. Außer einigen Uniformirten war am Ufer kein Publikum sichtbar. Die Uniformirten, es waren Steuerbeamte, fertigten den jungen Kapitän höflich ab, verhielten sich aber im Uebrigen schweigsam.

Der Landungsstelle beinahe gegenüber, an einer Ecke, welche die Calle Corrientes mit der Uferstraße bildet, stand ein italienisches Boarding House. Wahlberg nahm dort Wohnung, frühstückte und ließ sich dann zu seinem Makler führen.

Der Makler, an welchen Wahlberg von Rotterdam aus gewiesen war, wohnte an eben der Straße, welche zwischen der Stadt und dem Ufer des La Plata entlang führt und heute Paseo de Julio heißt. Wahlberg also brauchte nicht lange zu fragen; nachdem er an der Ecke der Calle Corrientes rechtsum gemacht hatte, befand er sich in wenigen Minuten vor dem Hause des Maklers; das Kontor lag im Erdgeschoß.

Der Makler war ein Däne, hieß Andersen und machte in Formen und Sprache den Eindruck eines gebildeten Mannes. Wahlberg präsentirte seine Papiere und der Andere hieß ihn herzlich willkommen.

„Sie werden schnell löschen können, Kapitän. Ihre

Ladung besteht aus denselben Waaren, hat aber verschiedene Empfänger. Der bedeutendste ist ein Italiener, der hier in Buenos Aires wohnt, aber oben an den Flüssen in Rosario de Santa Fé und Paysandu Filialen besitzt. Der Mann kommt mir schon seit Wochen ins Haus gelaufen, um sich nach Ihrem Schiff zu erkundigen. Er will seine Waaren so schnell wie möglich haben, und ich soll Sie in seinem Namen um die Erlaubniß bitten, daß er seine Kisten und Kollis bei Nacht in die Leichter schaffen darf."

„Warum bei Nacht?" fragte Wahlberg verwundert.

„Weil er seine Kisten möglichst schnell haben will. Er meint, daß das Löschen bei Tage nur sehr allmählich gehen wird, da er während dieser Tageszeit vor den anderen Empfängern für seine Kisten keinen Vorzug wird beanspruchen können. Darum will er bei Nacht löschen. Er will das auf seine Kosten machen; Ihre Leute sollen nicht belästigt werden."

„In diesem Falle könnte ich darauf eingehen," sagte Wahlberg nach kurzem Nachdenken.

„Es ist außerdem von Vortheil für Sie, da Sie in doppelt kurzer Zeit die Ladung herauswerfen können und nur die Hälfte der Scheererei haben."

„Das ist wahr. Da ich aber den Empfänger nicht allein an Bord wirthschaften lassen kann, so müßte mein Steuermann die Leitung des Ausladens während der

Nacht übernehmen. Ich kann demselben nicht zumuthen, Tag und Nacht an Deck zu sein; der Empfänger müßte sich also mit ihm verständigen und ihm eine Entschädigung anbieten."

„Der Italiener hat bereits daran gedacht und ist gern dazu bereit. Um die Tagesarbeit zu überwachen, würde ich Ihnen einen meiner Kommis schicken. Denn Sie selber bleiben wohl am Lande?"

„Ja."

„Wo liegt Ihr Schiff? Haben Sie viele andere Schiffe zu Nachbarn?"

„Im Gegentheil. Man hat mich wenigstens eine Viertelmeile von den anderen Schiffen entfernt hingelegt."

„Warum das?" fragte Andersen verwundert. „In den Papieren steht, daß Ihr Schiff nur sechzehn Fuß Tiefgang hat, das ist nicht viel; die Schiffe, welche näher an der Stadt liegen, gehen meistens viel tiefer im Wasser!"

Wahlberg zuckte die Achseln.

„Der Lootse hat den Ankerplatz bestimmt."

„In der Einsamkeit dahinten wird sich allerdings Ihr Steuermann nicht wenig langweilen. Dort liegt wohl kein einziges Schiff?"

„Kein einziges. Liegen überhaupt viele Schiffe vor Buenos Aires? Als ich heute Morgen landete,

konnte ich nicht recht unterscheiden. Es war draußen neblig."

„Nicht viel. Einige Norweger, Italiener, Spanier, Holländer. Das ist alles. Die Engländer und Franzosen lassen sich aus politischen Gründen seit einiger Zeit nicht mehr blicken."

„Auch Holländer?"

„Ja. Da die Engländer und Franzosen fehlen, haben die Holländer sich auf den leeren Platz in der Konkurrenz gedrängt. Wir haben in der letzten Zeit sogar sehr große holländische Schiffe hier gehabt, die früher nur nach Batavia segelten."

„Wissen Sie vielleicht etwas über ein holländisches Vollschiff Johanna? Es verließ Rotterdam mit mir an demselben Tage und war gleichfalls nach Buenos Aires bestimmt."

„Ich kann nicht dienen. Es wird einen andern Makler haben. Wenn Ihnen daran gelegen ist, werde ich mich erkundigen."

„Sie würden mich dadurch verpflichten, Herr Andersen," sagte Wahlberg lebhaft.

„Werd' es nicht vergessen. Wollen wir die Geschäfte gleich abwickeln, Kapitän?"

Wahlberg war einverstanden. Alles Erforderliche war bald besorgt.

„Das ist schnell gegangen," sagte Wahlberg. „Vervollständigen Sie Ihre Güte, Herr Andersen, und sagen Sie mir, ob in der That Alles wahr ist, was man mir über die Zustände hier zu Lande gesagt hat?"

Der Andere hob schnell den Kopf und schaute den Kapitän mit einem eigenthümlichen Blick an.

Wahlberg, der die Lippen zu einer zweiten Frage öffnen wollte, schloß dieselben wieder, als er diesen Blick bemerkte.

Andersen warf einen Blick auf seine Kommis und erhob sich.

„Darf ich Sie einladen, Kapitän Wahlberg, ein Glas Bier zu trinken?"

Er öffnete die Thür des Nebenzimmers, schloß sie behutsam wieder und entkorkte dann schweigend eine Flasche Bier, von denen einige im Winkel des Zimmers standen.

„Ist die Sache wirklich so schlimm?" fragte Wahlberg leise.

Andersen schenkte ein und nahm dann dicht neben Wahlberg auf einem mit Leder überzogenen Sofa Platz.

„Meine Kommis sind zum Theil Spanier, zum Theil Italiener; da mein Haus öfter mit Deutschen in Berührung kommt, so radebrechen die Leute etwas Deutsch. Ich halte es nicht für nothwendig, daß sie sich eine Geschichte zurecht legen, wenn Sie, Kapitän, oder ich, so

unbesonnen sein sollten, gewisse Namen allzuhäufig auszusprechen."

Der Däne sprach ebenfalls leise, aber betonend.

„So gefährlich ist die Geschichte?"

„Was hat man Ihnen über die hiesigen Zustände mitgetheilt, Kapitän Wahlberg?"

Der Angeredete sagte, was er darüber wußte. Er berief sich hauptsächlich auf das, was er von dem Genuesen erfahren hatte. Er schloß, indem er die Zahl der von Rosas Hingerichteten und Ermordeten, also einundzwanzigtausend, anführte.

„Das ist natürlich übertrieben!" sagte er leichthin.

Der Däne antwortete nicht gleich, schaute vor sich hin und drehte sein Glas.

„Das ist übertrieben, nicht wahr, Herr Andersen?"

Andersen schüttelte schweigend den Kopf. Dann rückte er noch näher an Wahlberg heran, so daß seine Schulter die des Deutschen berührte.

„Die Zahl ist historisch"*), sagte er sehr leise. „Sie würde wahrscheinlich noch größer sein, wenn über Hin-

*) In den ersten acht Jahren der Regierungsepoche Rosas', also 1835—1843, sind nach den Berechnungen und dem Namensverzeichniß Rivera Indartes in Buenos Aires ermordet und hingerichtet worden: Vergiftet 4, enthauptet 3775, erdolcht 722, erschossen ohne Verhör 1393, kriegsgerichtlich erschossen 1600. Es charakterisirt das persönliche Regiment des Diktators, daß gegenüber den 7500 in acht Jahren Ermordeten und Hingerichteten nur 14 920

richtungen und Ermordungen Akten oder Befehle existirten, die der späteren Generation die Vorgänge überliefern könnten, von denen wir nicht Augenzeuge gewesen. Ich befinde mich nur zwei Jahre hier in Buenos Aires; aber ich habe in diesen zwei Jahren Dinge ansehen müssen, die unglaublich erscheinen. Nicht, daß ich diese Dinge aus Neugier oder absichtlich aufgesucht hätte; nein immer nur durch Zufall bin ich ihnen begegnet. Jeder Tag bringt hier die Ereignisse eines Hintertreppenromans, welcher in Europa als unwahrscheinlich und als schädlich für die Einbildung kleiner Leute von der Polizei angehalten werden würde. Was soll ich Ihnen sagen? Es ist einige Wochen her, da blieb ich vor einem Schaufenster stehen und beschaute die ausgestellten Waaren. Neben mir that ein Anderer dasselbe. Das dauerte eine Minute; dann traten gleichzeitig von beiden Seiten zwei junge, nicht schlecht aussehende Leute an den Fremden heran, ich hörte einen Schrei, sah Dolche blitzen, Jener brach in die Kniee und spie sein Blut gegen das Schaufenster. Die Sache nahm mich dermaßen mit, daß ich wie angedonnert

---

in den gleichzeitigen Gefechten des argentinischen Bürgerkrieges gefallen sind. Außerdem wurden in jenen acht Jahren 30 000 Argentiner entweder verbannt oder sie wanderten freiwillig aus, so daß also Rosas die Gesammtbevölkerung von Argentinien, welche man für jene Zeit auf 500 000 Seelen berechnet, durch den Abgang jener 50 000 Menschen in kurzen acht Jahren im buchstäblichen Sinne des Wortes dezimirte.

stehen blieb, obgleich ich bei Gott keine Lust dazu hatte. Der eine der jungen Herren lüftete den Hut: ‚Die Föderation oder der Tod. Es war ein wilder Unitarier. Gehen Sie mit Gott, Caballero.‘ Ich lüftete ebenfalls den Hut und zog meines Wegs. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Kapitän Wahlberg, daß das in der Calle San Martin der belebtesten Straße von Buenos Aires, und um 12 Uhr Mittags im hellsten Sonnenschein geschah. Die Vorübergehenden streiften die Szene mit einem Seitenblick und thaten weiter nichts, als daß sie ihre Schritte etwas beschleunigten. Es kommt vor, daß man, ebenfalls am hellen Tage, Wagen begegnet, in denen die Leichen in vier oder fünf Schichten übereinanderliegen. Das sind die Unitarier, die man in der Nacht in den Straßen erdolcht oder in ihren Häusern überfallen hat. Inmitten eines lachenden und lärmenden Menschenhaufens werden sie auf die Begräbnißplätze geschafft; der Unterschied von gewissen Szenen der französischen Revolution besteht freilich darin, daß die begleitenden Massen nicht etwa Trikoteusen Robespierres, sondern Angehörige der besten Familien und der gebildeten Klassen sind.“

Andersen führt sein Glas an den Mund. Der Andere strich langsam mit der Hand über die Stirn und stützte dann den Kopf in die Hand.

Dieses war das Jahr des Heils 1850. Drüben in Europa flogen die Eisenbahnen von Stadt zu Stadt; es

war das Zeitalter des Fracks, der weißen Binde, des Chapeau claque. Der politische Mord, der Raubmord war so vereinzelt, daß den Zeitungsschreibern allein schon der Mordversuch genügte, um Wochen hintereinander die Zeitungen mit spaltenlangen Berichten zu versehen.

Und nun gegenüber jenem Europa diese gleichzeitige Zahl in diesem Winkel, der gleichwohl von Menschen mit europäischen Namen und mit anscheinend europäischer Kultur und Formen bewohnt war.

Einundzwanzigtausend?

Wahlberg ließ die Weltgeschichte an sich vorüberziehen und dachte Jahrhunderte rückwärts. Als Opfer eines Kampfes von Volk zu Volk war die Zahl ja unbedeutend, auch als Opfer eines Eroberers; jeder Krieg, jeder Eroberer hatte mehr beansprucht. Aber als Opfer eines Richters, eines Staatsanwalts, der unter jedem Todesurtheil seinen Namen schrieb, als subjektiver, auf den Einzelnen gehender Befehl — Wahlberg dachte weiter, immer weiter in die Weltgeschichte zurück, aber ein Beispiel, welches es mit dem Diktator von Buenos Aires aufnehmen konnte, fand er nicht.

Die Pariser Revolution, die Pariser Bluthochzeit erschienen wie Kinderspiele im weißen Gewande; und wie unschuldige Kinder erschienen neben Rosas Iwan der Schreckliche und Richard der Dritte. Wahlberg griff auf die ersten römischen Kaiser zurück, auf die Julier, auf

Caligula und Nero; aber sie erblaßten neben Rosas. Weichherzigkeiten erschienen die Proskriptionen Sullas; Weichherzigkeit der Römermord des Mithridates, der sich nicht gegen eine Person sondern gegen ein Volk gerichtet; Weichherzigkeit die Geschichte der persischen Großkönige und der Könige des alten Testaments, deren private, an Namenträgern vollzogene Morde hinter den nationalen Morden kaum eine Beachtung verdienten. Was war die Legende, die Sage gegen diese Wirklichkeit im Jahre 1850!

Wenn Rosas den Tag über Strafen bestimmte und Todesurtheile unterzeichnete, wie viele Zeit konnte ihm übrig bleiben, um seinen Regentenpflichten zu genügen? Oder war Morden und Regieren hier zu Lande identisch?

„Das ist ungeheuerlich," murmelte Wahlberg. „Besorgt er das alles allein?"

Andersen rückte wieder an ihn heran.

„Er und seine Mazorka," fuhr er leise fort.

„Mazorka?"

„Ja, das heißt Maiskolben. Denn ihn halten sie für die Mittelrippe, und wie die Maiskörner klammern sie sich an ihn an. Wie stark die Bande ist, weiß kein Mensch. Einige sagen, daß sie nur fünfzig, Andere, daß sie hundert, fünfhundert Mitglieder zählt; Manche behaupten, daß die halbe Stadt zu ihr gehört. Er selber gebraucht abwechselnd den Dolch, das Gift, das Beil; wenn die Munition mangelt, läßt er die Kriegsgefangenen

enthaupten, wenn sie reichlicher vorhanden ist, läßt er sie erschießen. Die Mazorka beschränkt ihr Handwerk auf Buenos Aires und gebraucht allein den Dolch. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Kapitän, daß die Mazorka aus den jungen Leuten der besten Familien hier in Buenos Aires besteht. Denn das muß man ihm lassen, er hat mit seiner Kraft und durch die Konsequnz, mit welcher er seine Politik durchführt, eine Art Nimbus um sich geschaffen, der viele eindrucksfähige Gemüther mit einer gewissen Begeisterung für ihn erfüllt hat. Die Gesellschaft der Mazorka steht nicht etwa der Polizei zur Verfügung, sondern die Mazorqueros verfügen im Gegentheil über die Polizei. Man sollte glauben, daß auf Konto der Mordgesellschaft auch andere gemeine Verbrecher ihr Wesen treiben. Das aber scheint nicht der Fall zu sein; es scheint, als wenn die Mazorqueros das ganz genau zu überwachen und zu kontroliren verstehen. Ordnung hält er in jeder Beziehung; freilich auf seine Weise."

„Was ist es eigentlich für ein Mann? Wie sieht er aus?"

„Abgesehen von der Mazorka vielleicht weiß das kein Mensch. Einige haben mir ihn in dieser, Andere in jener Weise beschrieben; aber alle widersprachen sie sich. Für mich ist der Mann wie ein abstraktes Wesen. Was von amtlichen Erlassen in den Zeitungen steht, enthält wohl mehr das, was geglaubt werden soll, als

das, was geschieht. Hier in der Stadt werden ein Dutzend Häuser als die seinen bezeichnet; aber in welchem dieser Häuser er diese Woche oder diesen Tag wohnt, vermag Niemand anzugeben. In welchem Theil der Republik er sich zu einer bestimmten Zeit aufhält, ist ebenfalls nicht zu erfahren. Wenn die Soldaten oder die irregulären Milizen eine Parade abhalten wollen, oder wenn ein patriotisches Fest gefeiert werden soll, dann läßt er am Tage vorher an allen Straßenecken anschlagen, daß er Parade oder Fest in Person leiten wird. Am Tage nach der Feierlichkeit aber bringen seine Zeitungen einen Vorwand, der sein Ausbleiben entschuldigt; und trotzdem behauptet dann alle Welt, daß er dem Fest dennoch beigewohnt habe, freilich von einer Stelle aus oder in einer Verkleidung, wo und in welcher man ihn am wenigsten vermuthet hat."

Andersen brachte die Lippen an Wahlbergs Ohr und ließ seine Stimme bis zum Flüstern herabsinken.

„Heute wird behauptet — der Wasserträger und mein Auslaufer haben es mir erzählt — daß wieder einmal ein Mordversuch auf ihn gemacht worden sein soll. Der Anstifter soll sein politischer Widersacher und Rival sein, General Urquiza, von welchem Sie bereits gehört haben werden. Urquiza soll sich einige Tage in Montevideo aufgehalten haben, um sich auf diese Weise sein Alibi zu sichern. Ich aber glaube, daß an der Ge-

schichte kein wahres Wort ist. Ich glaube sogar, daß Rosas zur Zeit gar nicht in Buenos Aires ist, sondern sich irgendwo im Westen oder in Entre Rios aufhält. Dessen ungeachtet kann der Mordversuch behauptet und sogar Maßregeln daran geknüpft werden. Denn der Mordversuch, der theatralische ungefährliche Mordversuch ist ja, so lange die Republiken hier in Südamerika bestehen, ein traditionelles, wirkungsvolles Mittel, wenn diese Machthaber einen Vorwand haben wollen, um aus einem anderen Grunde außergewöhnliche Maßregeln einzuleiten. Rosas weilt vielleicht hundert Meilen von hier; trotzdem läßt er sich in Buenos Aires am kleinen Finger verwunden, und morgen werden wir infolge dessen durch ein neues Gesetz beglückt."

Wahlberg lächelte, wurde aber sofort wieder ernst.

„Aber warum das Alles, Herr Andersen? Wie ist das Alles gekommen? Wenn er ein solcher Kraftmensch und zu fürchten ist, warum läßt man ihn denn nicht in Ruhe? Wenn er eine Zeit lang wirthschaftet, und sieht, daß Alles ruhig bleibt, würde er dann nicht endlich weichere Saiten aufziehen? Mir würde das natürlich vorkommen. Warum also läßt man ihn nicht in Ruhe?"

„Weil hier zu Lande alle Kraftmenschen und Alle zu fürchten sind."

Andersen erhob sich, machte einige Gänge durch das

Zimmer, blieb endlich vor Wahlberg stehen, steckte die Hände in die Taschen und seufzte.

„Ich weiß nicht, Kapitän Wahlberg, ob ich Verstand und Kenntnisse genug haben werde, um Ihnen die Sachlage auseinander zu setzen. Die Dinge liegen etwa folgendermaßen. Als die Argentiner sich 1810 hier in Buenos Aires von den Spaniern unabhängig erklärten, bildeten sich sofort zwei Parteien, welche, noch während sie gemeinsam den Krieg gegen die Spanier führten, doch bereits auch unter sich Krieg führten und gegenseitig die Parteiführer erdolchten oder vergifteten. Diese beiden Parteien waren und sind auch noch heute die Unitarier und die Föderalisten. Die Unitarier wollen den Bundesstaat und die unbedingte Führung soll Buenos Aires haben; die Föderalisten dagegen wollen den Staatenbund, die Leitung soll jedes Jahr unter den Staaten wechseln und ebenso der Sitz der Regierung und der Repräsentantenkammer. Man sollte nun glauben, daß Rosas nach seiner ganzen Charakteranlage ein begeisterter Unitarier sein müßte. Das ist aber durchaus nicht der Fall; gerade Rosas hat für die Unitarier die hübschen Beiworte ‚wild' und ‚ekelhaft' erfunden, welche in keinem amtlichen Dokument, in denen es sich um die Unitarier handelt, fehlen dürfen. Denn die Föderation liegt nicht allein in dem persönlichen und politischen Interesse des Diktators, sie hat auch eine tiefere, psychologische Grundlage: es

handelt sich um den Gegensatz, um den Haß zwischen Stadt und Land. Die Landbevölkerung, die Gauchos, wollen die Führung der Großstadt nicht dulden; ihr Repräsentant ist Rosas; in seiner Person herrschen sie zur Zeit über Buenos Aires, welches für sie etwa wie eine eroberte Stadt ist. Das persönliche und politische Interesse des Diktators an dem Föderalismus besteht andererseits darin, in den Provinzen die Gouverneure als eine Art räuberischer Prokonsuln herrschen zu lassen, auf daß mit der Beute auch die Gefahr etwas gleichmäßiger vertheilt erscheint. Denn er selber kann das ungeheure Gebiet nicht übersehen, kann nicht überall zugleich erscheinen, um die Empörungen niederzuschlagen. So beschützt er denn die Föderation und duldet die Gouverneure, deren Amtsgewalt gleichfalls beinahe diktatorisch, deren Existenz aber mit der seinen solidarisch ist. Gleiche Brüder, gleiche Kappen; so verstehen sie sich miteinander. Die Gouverneure erkennen im Allgemeinen die Leitung des Diktators an. Manchmal aber hat auch hier und dort einer versucht, ihm über den Kopf zu wachsen und Diktator des Ganzen zu werden. Dann aber hat Rosas stets kurzen Prozeß gemacht. Den Quiroga, den allzu ehrgeizigen Gouverneur von La Rioja, ließ er in der Pampa erschießen; dem alten kranken Lopez, Gouverneur von Santa Fé, der sich hier in Buenos Aires aufhielt und bei welchem er ebenfalls Ehrgeiz voraussetzte, machte er

einen Krankenbesuch, sprach ihm herzlich Trost zu, schickte ihm nachher seinen Arzt, und dieser Arzt —"

„Borgia!"

„Ja, wenn die Sache nicht so unheimlich wäre, könnte man die interessantesten Vergleiche anstellen. Heute schickt sich Urquiza an, die Rolle der Quiroga und Lopez zu spielen. Wer weiß, ob die Sache dieses Mal in der üblichen Weise für Rosas enden wird. Urquiza war und ist auch heute noch Gouverneur der Provinz Entre Rios und hat sich dann neben dem Diktator aufgerichtet, indem er einen bedeutenden Sieg gegen die verbündeten argentinischen Emigranten und Urugnayanos davontrug. Seit dem Gefecht bei India Muerta sagt man Rosas und Urquiza nach, daß Beide am Abend nicht schlafen gehen, ohne darüber nachzudenken, wie sie sich gegenseitig umbringen könnten. So groß wie früher ihre Freundschaft war, ist heute die beiderseitige Feindschaft. Urquiza hält sich meistens in Buenos Aires auf; alle Welt wundert sich darüber, daß Rosas nicht schon längst Hand an ihn gelegt hat. Das mag wohl aus dem Grunde nicht geschehen, weil Rosas, wenn er diesem Mann aus Leben geht, eine Erhebung unter seinen ergebensten Föderalisten fürchtet; wenn er Urquiza umbringt, auf dessen Schulter er zur Macht gelangt ist, kann sich eben Niemand mehr für sicher halten."

„Mit Uruguay macht er sich ebenfalls zu schaffen? Als ich gestern Morgen an Montevideo vorübersegelte, machte die Stadt den Eindruck, als wenn sie der Sitz tiefsten Friedens wäre."

„Des Friedens eines Pantheons, Kapitän Wahlberg, d. h. aus der Ferne macht Montevideo denselben Eindruck, den auch Buenos Aires auf Sie gemacht hat und für den Sie mit dem Wort Pantheon die beste Bezeichnung gebraucht haben."

Andersen trank sein Bier aus und entkorkte eine neue Flasche.

„Ja, dort hat er ebenfalls zu schaffen," fuhr er fort, „er hat überhaupt mit aller Welt angebunden, mit Frankreich, England, Brasilien, Paraguay und endlich auch drüben mit Uruguay. Denn er besitzt eine Art Patriotismus, der auch nach unseren europäischen Begriffen als solcher gewürdigt werden möchte. Seine Absicht ist, das alte spanische Vizekönigreich Rio de la Plata unbeschnitten zusammenzuhalten; Paraguay und Uruguay haben sich aber bekanntlich noch während des Unabhängigkeitskrieges von dem argentinischen Stamm getrennt und als besondere Republiken konstituirt. Paraguay ist ihm wegen der Entfernung, und weil fortwährend rebellische Provinzen dazwischen liegen, nicht erreichbar; er hat sich damit begnügen müssen, diesen Staat nicht als solchen anzuerkennen. Gegen Uruguay aber führt er seit Jahrzehnten einen erbitterten

Krieg; dazu kommt noch, daß Montevideo der Zufluchtsort der Unitarier und argentinischen Emigranten ist; von dort aus wird der Zeitungskrieg gegen ihn geführt, dort werden alle Pamphlete gegen ihn gedruckt. Die Stadt wird fortwährend von den Argentinern belagert; freilich nicht in unserm Sinne, denn sie pflegt nach allen Seiten hin Luft zu haben, ohne das flache Land zurückgewinnen zu können. Der letzte Verstoß von Montevideo ist, wie ich Ihnen bereits sagte, bei India Muerta blutig zurück gewiesen worden. Schon vor zehn Jahren wurde ein ähnlicher Befreiungsversuch gemacht, den ein Italiener, ein gewisser Giuseppe Garibaldi leitete; die Montevideinos aber wurden auch damals in die Stadt zurückgeworfen, Garibaldi verließ das Land und hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen."

„Und die Franzosen, die Engländer?"

„Er hat die Gewohnheit, die Ausländer unter die Soldaten zu stecken und sie als Kanonenfutter gegen die Revolution zu verwenden. Die Franzosen wollten sich das nicht länger gefallen lassen und schickten ihm vor zehn Jahren unter dem Admiral Mackau eine Flotte auf den Hals. Das Unternehmen war aussichtslos; nicht nur, weil damals ein Bruch zwischen den europäischen Westmächten bevorstand und weil die Entfernung zwischen Frankreich und dem Rio de la Plata an sich größere Expeditionen erschwert, sondern auch weil die Kriegsschiffe

einige Meilen von Buenos Aires entfernt — Sie wissen das ja ebenso gut, wie ich — im La Plata ankern müssen. Das Einzige, was die Franzosen damals von ihm erlangten, war das Versprechen, die französischen Staatsangehörigen nicht mehr unter seine Soldaten zu stecken. Eine andere Genugthuung hat er ihnen nicht zugestanden. Die Engländer hat er heute noch viel schlechter behandelt. Es gefällt ihm nicht, daß die europäischen Schiffe die Fahrt auf den großen Strömen mißbrauchen, um die Unitarier und die Rebellen mit Waffen zu versehen; so hat er denn die Schifffahrt auf dem Parana und Uruguay verboten. Die Engländer erhoben Einspruch. Der englische Gesandte beanspruchte, mit ihm persönlich zu verhandeln; denn bisher war er auch für die fremden Diplomaten unsichtbar gewesen. Der Engländer erhielt auch wirklich seine Audienz bewilligt, es war freilich eine Audienz eigener Art. Denn man behauptet, daß Rosas ihn in Hemdsärmeln und Morgenschuhen empfangen habe. Nach einer zweiten Audienz hat der Engländer natürlich nicht verlangt. Die diplomatischen Beziehungen wurden abgebrochen, und augenblicklich warten wir der Dinge, welche kommen sollen."

Walberg schaute sinnend vor sich hin. Die zuletzt berichtete Episode mit den Engländern schien ihn weniger anzugehen. Ihm lag das eben Gehörte als Ganzes im Sinn.

„Eine gewisse Genialität scheint ihm demnach nicht abgesprochen werden zu können," murmelte er nach einer Pause.

„Gewiß nicht. Aber eine Genialität, welche aus der Nähe ansehen zu müssen, mich Gott behüten möge. So, nun wissen Sie, wie die Dinge hier liegen; Sie sind gewarnt, Kapitän Wahlberg, nehmen Sie sich also in Acht."

Wahlberg hob überrascht den Kopf.

In Acht nehmen? Ich bin ein fremder Seemann, gehe ruhig meines Wegs und habe mit der Politik nichts zu schaffen!"

Andersen zuckte die Achseln.

„Mein lieber Kapitän! Ob man hier mit der Politik zu schaffen hat oder nicht, ist gleichgültig. Ich kenne Leute, welche Jahre lang hier sind, und ich selber zähle zu ihnen, denen nichts passirt ist und welche das Alles nur nach Hörensagen kennen. Ich kenne aber auch Andere, welche nach dem ersten Gang durch die Stadt sich mitten in der Bewegung befanden und denen es infolge dessen gut oder schlecht, meistens aber schlecht gegangen ist. Das ist wie mit der Cholera; Mancher überdauert sie, Mancher aber bricht als fulminanter Fall auf der Straße zusammen!"

„Aber ein unbedeutender Seemann wie ich —"

„Nun kommen Sie mit europäischen Begriffen,

Kapitän. Glauben Sie, daß man ein politisches Vorleben haben oder Graf und Herzog sein muß, um hier die Bewegung auf sich zu lenken? Gott im Himmel! Wenn man am Strand spazieren geht, bespülen dann die Wellen nur die Füße von Auserwählten? Sehen Sie sich die Leute an! In der Pampa sind sie aufgewachsen, und als sie in Buenos Aires zur Macht gelangten, konnten sie nicht schreiben und lesen — den Verstand erlangten sie erst, nachdem sie lange schon das Amt erlangt hatten!"

„Er auch?"

Der Däne zuckte wieder die Achseln.

„So genau weiß ich das nicht. Fest steht freilich, daß er nicht ein gewöhnlicher Räuber ist, wie seine Spießgesellen oder seine Gegner. Seine Haupteigenschaft scheint eher eine zügellose Herrschsucht zu sein. Darin ist er wenigstens berechenbar. Die kann man schon bei seinem ersten Auftreten im Jahr 1820 erkennen; damals warf er an der Spitze seiner Gauchos hier in Buenos Aires eine Empörung nieder. Der Mann der Ordnung ist er dann auch geblieben, freilich immer in seiner Weise. Seit 1830 ist er Diktator; alle fünf Jahre läßt er sich die Vollmachten von der Deputirtenkammer erneuern. Das geschieht stets mit Stimmeneinheit; denn wer dagegen stimmt — möchten Sie in solchem Falle dagegen stimmen, Kapitän?"

Wahlberg lachte.

„Schon 1820 tritt er auf? Wie alt ist er denn eigentlich?“

„In der Mitte der Fünfziger. Wie er aber aussieht, ich sagte es Ihnen schon, das weiß kein Mensch.“

„Hat er Familie?“

„Eine Tochter, die in England erzogen wird.“

Wahlberg legte plötzlich die Hand an die Stirn.

„Ein Mädchen, von welchem sonderbarer Weise viel Gutes erzählt wird,“ fuhr Andersen fort. „Als er sie nach England schickte, war sie beinahe noch ein Kind. Sie soll trotzdem im entscheidenden Augenblick durch ihre Bitten manches Todesurtheil vernichtet haben. Vielleicht hat er sie gerade aus diesem Grunde fortgeschickt.“

Wahlberg ließ die Hand wieder sinken.

„Außerdem existiren noch einige Verwandte seiner Frau,“ fuhr Andersen fort. „Diese Letztere ist schon vor Jahren gestorben. Man erzählt sich, daß, als sie auf dem Sterbebette nach einem Priester verlangte, Rosas ihr denselben verweigerte, weil —“

„Sagen Sie, lieber Herr Andersen,“ unterbrach ihn Wahlberg, „ist es wahr, daß er seine Tochter von England zurückgerufen hat? Ich erinnere mich dunkel, etwas darüber in den Zeitungen gelesen zu haben, ich glaube, es war in Rotterdam. Es war in dem Artikel auch noch von anderen Dingen die Rede, ich glaube, der Bericht über die Rückkehr der Dame war mit einer politischen

Kombination verbunden; ich erinnere mich der Einzelheiten aber nicht mehr. Wissen Sie etwas darüber?"

„Nichts. Ich glaubte, daß sie sich noch in England aufhielte. Ich lese keine Zeitungen, Kapitän Wahlberg. Wenn man Zeitungen liest, die ihm ergeben sind, kommt man leicht in Verdacht, sein Anhänger zu sein und wird gelegentlich gemißbraucht; wird man dagegen über einem Zeitungsblatt ertappt, das von Montevideo eingeschmuggelt ist, dann setzt man seinen Kopf aufs Spiel. Gar nicht lesen ist also das Beste."

Wahlberg erhob sich.

„Ich danke Ihnen für die interessanten Mittheilungen, Herr Andersen."

„Ich würde mich freuen, wenn Ihnen dieselben von Nutzen wären. Wenn Sie mich brauchen können, kommen Sie zu mir, aber nicht zu oft; denn Gruppenbildungen innerhalb und außerhalb des Hauses sind seit zwanzig Jahren verboten."

Sie lachten Beide.

„Verboten?" fragte Wahlberg. „Und wenn eine nationale Festlichkeit stattfindet?"

„Dann wird das Verbot der Gruppenbildung durch Maueranschlag für einen Tag außer Kraft gesetzt. Kehren Sie sobald wie möglich auf Ihr Schiff zurück, dort sind Sie am besten aufgehoben."

„Das scheint mir des Guten doch etwas zu viel

gethan. Wenn so Viele ungefährdet durch die Straßen gehen, wird es auch mir nicht unmöglich sein. Man ißt doch, man trinkt doch, man lebt doch in Buenos Aires —"

„Ja. Aber wie?"

„Existirt denn kein geselliges Leben, keine Bälle, keine Gesellschaften?"

„Beides: und es wird sogar auf ihnen getanzt. Wie sie das machen, wie sie sich überhaupt amüsiren, weiß ich nicht. Ich bilde mir ein, daß es stets Maskenbälle ohne Masken sind. Begeben Sie sich auf Ihr Schiff zurück?"

Wahlberg schüttelte lachend den Kopf.

„Erkundigen Sie sich nach dem holländischen Vollschiff Johanna, Herr Andersen."

„Werd's besorgen."

Sie schüttelten sich die Hände und trennten sich.

VI.

Das Gespräch mit dem Makler hatte einen großen Theil des Nachmittags in Anspruch genommen. Als Wahlberg wieder in seinem Boarding-House anlangte, setzten sich die Gäste gerade zur Hauptmahlzeit nieder, welche zwischen sechs und sieben Uhr eingenommen wurde. Es waren ausschließlich Schiffskapitäne; einige waren Norweger, die meisten Italiener. Wahlberg sah es den Leuten auf den ersten Blick an, daß eine Anknüpfung von seiner Seite hier nicht ersprießlich war. Das schienen Seeleute gewöhnlichsten Schlages. Die Italiener sprachen über Proviant oder von den Oesterreichern; die Norweger „segelten", das heißt sie erzählten von ihren Fahrten, und logen dabei, daß sich die Balken bogen.

Wahlberg speiste schnell und begab sich dann auf sein Zimmer. Er hatte Aussicht, in dieser Stadt verhältnißmäßig kurze Zeit bleiben zu dürfen; aber trotzdem, wenn die folgenden Tage diesem ersten glichen, dann erschien auch der kürzeste Aufenthalt noch immer zu lang. Sollte er sich vierzehn Tage hier einschließen und Romane lesen?

Er öffnete das Fenster seines Gemachs; es war ein Balkonfenster, welches auf den Rio de la Plata ging.

Wahlberg trat hinaus. Es fing an dunkel zu werden: fern am Horizont zeigte sich der halbe Mond, dessen Licht mit wachsender Kraft die Platawellen versilberte. Von einem Fluß war, abgesehen davon, daß dieser sogenannte Fluß den Namen eines solchen trug, keine Rede; was hier zu sehen war, unterschied sich nicht von dem Meere. Die Schiffe auf der Rhede waren so weit entfernt, daß sie in der anbrechenden Dunkelheit nicht mehr zu sehen waren; unten, fünfzig Schritt von dem Fundament des Hauses entfernt, brachen sich rauschend die Wellen. Rechts und links setzte sich das Rauschen und der Schaum, das eine leiser und der andere dünner werdend, der gradlinigen Grenze der Stadt folgend, so lange fort, bis es sich in der Nacht verlor.

Wahlberg hatte lange Jahre und jetzt eben siebzig Tage hinter einander auf der See zugebracht. Er hatte sie schöner und erhabener gesehen; für ihn hate das Bild da unten nur geringen Reiz. Auch wurde es kühl. Er schloß die Balkonthür und trat in sein Zimmer zurück. Dort stand er seinen vier Wänden gegenüber, betrachtete dieselben und fing endlich an zu lächeln.

Wie lange sollte er hier noch stehen? Sollte er wirklich dazu verdammt sein, jeden Abend und jeden

Tag weiter nichts zu thun, als diese kahlen Wände zu betrachten?

Nein.

Er war kein Kind; er hatte stets gewußt, was er zu thun hatte; trotz der Mittheilungen des Herrn Andersen, die außerdem manches Phantastische haben mochten, würde er auch hier wissen, was er thun und lassen müßte. Dumme Geschichten! Hier in dieser Stadt lebten mehr denn hunderttausend Menschen, welche die Politik und die Verschwörungen nichts angingen; nur einen Bruchtheil ging diese Politik an, einen Bruchtheil, der wohl die Gefahr herausforderte und selber Schuld hatte, wenn es ihm nachher an den Kragen ging. Er, Wahlberg, wollte sich auf die Seite der gleichgiltigen Mehrheit schlagen, mitlaufen, zuschauen, die Augen offen behalten, romantische Erinnerungen einheimsen; wenn das Letztere überhaupt möglich war und wenn es hinter diesen Kulissen überhaupt ein Drama gab.

Er warf seinen Paletot über, setzte den Zylinderhut auf, nahm die Glacehandschuhe und begab sich auf die Straße. Der nächste Weg schien ihm der beste; er ging die Calle Corrientes aufwärts in die allmählich sich hebende Stadt hinein. Dann ging er einmal links, dann wieder gerade aus, endlich wieder rechts, und kehrte dann um.

Es brannten nur wenige Laternen. Aber so viel er bei ihrem Licht und dem ungewissen Mondlicht unter-

scheiden konnte, schien es eine schöne elegante Stadt zu sein. Schön freilich nur für den Gedankenlosen. Die Stadt war ganz regelmäßig gebaut; die Straßen schnitten sich, überall die gleiche Breite einnehmend, in gewissen Entfernungen im rechten Winkel. Die Häuser schienen neu zu sein, zwei- und dreistöckig, meistens weiß; flache Dächer, viel Marmor. Marmor besonders an den Balustraden der Fenster des Erdgeschosses und einige Fuß über dem Trottoir als Bekleidung für das Fundament. Hier und dort, aber selten, eine etwas grauere Kirche, deren Fassade von doppelten Thürmen gebildet wurde. So ging es weiter; es ermüdete schon nach kurzer Zeit, denn es blieb immer dasselbe.

Die Läden waren geschlossen; Cafés schien es nicht zu geben; hier und dort kleinere oder größere Tavernen, die aber wenig besucht zu sein schienen; denn man hörte von innen kein Geräusch, und wenn eine Thür sich öffnete, konnte man drinnen keine Gäste bemerken.

In den Straßen nur wenige Passanten; Alle schienen sie es etwas eilig zu haben. Einige Male die blaue oder rothe Mütze der Basken; öfter die spanische Capa; was von Gesichtern zu sehen war, schien oder war ernst, dunkel, spanische Rasse.

Wahlberg stieß mit dem Fuß auf das Pflaster. Dann schaute er nach der Uhr: es war erst zehn, aber trotzdem hatte sein Stoß auf das Pflaster bereits ein weithallendes Echo in der einsamen Straße hervorgebracht. Manchmal,

aber sehr selten, fuhr eine Equipage vorüber; Kutscher und Diener auf dem Bock waren in Livree, saßen kerzengerade, schauten gerade aus und sprachen kein Wort; Jeder schien sich nur um sich selber zu bekümmern. Das Rollen der Räder donnerte unheimlich und beinahe so laut, wie in einem getäfelten, geschlossenen Raum, durch die finsteren Straßen.

Interessant war das für eine viertel, eine halbe Stunde; denn es war charakteristisch. Nachdem der Charakter indessen festgestellt und seine Uebereinstimmung mit den dunklen Gewalten, welche hier ihr Wesen treiben sollten, erkannt war, wurde das gleichbleibende Bild, der gleichbleibende Eindruck endlich abstumpfend. Dieser Meinung war auch Wahlberg; er schickte sich an heimzukehren und schaute zu der Straßenecke, an welcher er sich gerade befand, auf, um sich über den Namen der Straße zu orientiren.

Da aber war guter Rath theuer; denn an den Ecken befanden sich keine Namen. Die Hälfte der Straßen mündeten rechtwinklig gegen das Flußufer, die andere Hälfte lief demselben parallel. Wenn er Namen gelesen hätte, dann hätte er sich mit Leichtigkeit zurechtfinden können; dann hätte er, wäre er rechts oder links gegangen, doch bald die Calle Corrientes geschnitten. Nun, da er keine Namen sah, konnte er nicht einmal wissen, ob er sich in diesem Augenblick in seiner Straße befand; denn eine

Straße sah wie die andere aus. Er konnte nicht einmal wissen, ob dieses eine Uferstraße oder eine parallele Querstraße war.

Er mußte also fragen. Bevor er das that, stutzte er; denn nun, da er mit Einem aus dieser Stadt in Berührung kommen mußte, klangen gleichzeitig in ihm wie eine plötzlich und stark angezogene Saite die Eindrücke in ihm nach, welche die Mittheilungen des Dänen heute in ihm wachgerufen und die nur für kurze Stunden in eine Art Scheinschlaf gefallen waren.

Er ging langsamer. Dort hinter ihm kam Einer, schnellen Schrittes, wie die Anderen. Als er passirte, öffnete Wahlberg die Lippen; aber er schloß die Lippen wieder und ließ den Mann ungefragt vorübergehen.

Er brauchte ja auch nicht zu fragen. Er war ja Seemann, nach einem Blick auf die Sterne mußte er wissen, in welcher Richtung sich der La Plata befand. Er schaute empor, der Himmel war bedeckt. Das Mondlicht schimmerte, aber die Sterne waren nicht zu sehen.

Wahlberg runzelte die Stirn, lächelte, runzelte abermals die Stirn und lächelte dann zum zweiten Mal.

Er schien wirklich ein Kind geworden zu sein. War es ein Verbrechen, zu fragen, wo seine Straße lag?

Nein, gewiß nicht. Er machte sich also wieder auf den Weg. Schon der zweite Schritt war ihm günstig. Dort, an der Straßenecke, unter einer Laterne stand ein

Mann und schaute zu der Mauer empor. Aber als er die Schritte Wahlbergs vernahm, drehte er sich um; Wahlberg rief einige Worte; der Fremde jedoch beschleunigte seine Schritte und verschwand.

Wahlberg schüttelte lachend den Kopf.

„Tolle Szenen," murmelte er, „geräuschlos, aber doch toll."

Dann hob er den Kopf. Dort oben klebte ein Maueranschlag; roth auf weiß gedruckt. Wahlberg war im Begriff zu lesen, als wiederum einer vorbeikam. Der Kapitän fragte wieder. Der Mann stand auch Rede; aber er sprach allzu hastig, drückte sich allzu sehr durch die Gestikulation aus. Wahlberg vermochte aus den vielen Malen Rechtsgehen und Linksgehen, die ihm der Andere rieth, nach nur einmaligem Anhören nicht klug zu werden; als er aber darum bat, daß die Angabe wiederholt werde, zog der Fremde die Achseln hoch und empfahl sich ohne Abschied.

Das wiederholte sich in einigen Minuten mehrere Male. Man nahm wohl höflich den Hut ab, sprach aber nicht genügend und zuckte viel die Achseln; der Letzte sprach sogar kein einziges Wort und deutete nur schweigend zu der Mauer hinauf.

Wahlberg lachte wieder und verschob erneute Versuche auf später. Dann ging er daran, den Maueranschlag zu lesen.

„Es lebe die Föderation! Die Konstitution oder der Tod!

Allen Freunden der Regierung und der Konstitution wird hiermit kund gethan, daß ein kostbares Leben, die vornehmste Stütze und die Zukunft der Föderation, den Ränken blutgieriger, wilder Unitarier hat zum Opfer fallen sollen. Gott hat nicht gewollt, daß so großes Unglück unserm theuren Vaterland beschieden ward. Gott hat im Gegentheil gewollt, daß alle Feinde des Staates und jenes unersetzlichen Lebens als solche abermals erkannt werden, um der Gerechtigkeit den Weg zu zeigen.

Die Freunde der Regierung und der Konstitution werden aufgefordert, im Gouvernementsgebäude Diejenigen zu nennen, von denen sie glauben, daß sie Mitschuldige des blutigen Attentats seien oder sein könnten. Aus zwei Gründen werden sie dazu aufgefordert: erstens, damit sie ihre Pflicht thun und abermals ihre Anhänglichkeit an die Föderation beweisen; zweitens, damit die Hüter der Ordnung sich nicht irren können und Unschuldige mit den Schuldigen bestrafen.

Auch werden die Freunde der Regierung und der Konstitution wiederum auf die Gesetze aufmerksam gemacht, welche zu Gunsten der öffentlichen Sicherheit für Buenos Aires erlassen worden sind. Für einen Feind der Regierung gilt, wer einer von Dreien gebildeten Gruppe angehört, die zehn Minuten auf einem öffentlichen Platz

beisammen bleibt oder fünf Minuten beisammen die Straßen beschreitet; Vorwände, mögen dieselben sein, welche sie wollen, werden als Entschuldigungen nicht angenommen. Als Gruppenbildungen werden auch Leichenzüge und Hochzeitszüge aufgefaßt. Von dem Begriff der Gruppenbildungen sind nur ausgeschlossen die Mitglieder ein und derselben Familie, welche eine Equipage benutzen. Diese Mitglieder müssen ihre Zusammengehörigkeit zu jeder Zeit beweisen können. Auf den Plätzen und in den Straßen dürfen Familienmitglieder in größerer Zahl sich nicht vereinigen, um den Hütern der Ordnung die Mühe des Nachforschens nicht unnützer Weise zu erschweren und um den Patrioten nicht Anlaß zu geben, sich wegen Zurücksetzung zu beklagen.

Wo Bälle oder Reunions gefeiert werden sollen, muß ein Delegirter zugezogen werden, der als solcher in dem Gouvernementsgebäude bestimmt werden wird.

Wer als einzelne Person oder mit Anderen während der Nachtstunden von elf Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens sich auf den öffentlichen Plätzen oder Straßen aufhalten will, muß zu diesem Behufe einen Erlaubnißschein im Gouvernementsgebäude lösen. Wer ohne einen Schein angetroffen wird, soll sofort im Gouvernement abgeliefert werden.

Es lebe die Föderation! Die Konstitution oder der Tod!

Der Chef der Polizei.

Aldao."

Wahlberg zog wieder die Uhr. Es waren nur wenige Minuten über zehn. Er durfte sich also noch eine ganze Stunde ohne Erlaubnißschein auf der Straße aufhalten; das würde genügen, um nach der Calle Corrientes zurück zu gelangen.

Dann steckte er die Uhr fort und lächelte wieder. Das Lächeln galt dieses Mal dem Wortlaut des Erlasses.

Väterlich war derselbe nicht; er war auch nicht einmal sehr geschickt, da es ja gelten mußte, eine starke, gährende Masse zur Ruhe anzuhalten, eine Masse, die zwischen den Ruthenhieben auch ein Streicheln empfinden wollte. Der Erlaß war ausschließlich diktatorisch und drakonisch. War er nicht vielleicht übertrieben? Hatte Derjenige, der ihn redigirt hatte, selber geglaubt, daß diese Satzungen eingehalten werden könnten, oder daß ihre Einhaltung von der Obrigkeit auch nur kontrolirt werden könnte?

Die Straßen freilich waren einsam und still, und das war ein Beleg dafür, daß vielleicht dennoch — — Wahlberg hatte sein Notizbuch hervorgezogen und war im Begriff, den seltsamen Erlaß zu kopiren; aber nicht allein, weil beim Oeffnen des Buches sein erster Blick auf den unheimlichen Brief des Diktators fiel, sondern auch weil die Ruhe der Straßen einen beredten Kommentar zu dem Erlaß bildete — Wahlberg dachte, daß eine solche Schrift

stellerei zu solcher Stunde nicht geheuer wäre und versteckte das Buch wieder in die Tasche.

Aber vergessen wollte er diesen Erlaß nicht. Er hob wieder den Kopf und begann zum zweiten Mal zu lesen.

Bevor er das that, machte er eine Bewegung; es fiel ihm ein, daß er keine Serenos, keine Nachtwächter, bemerkt hatte. Wer verrichtete um diese Stunde den Sicherheitsdienst in der weiten Stadt?

VII.

Etwa um die Zeit, da Wahlberg nach der Calle Corrientes zu fragen anfing, ging in dem oberen Theil de Stadt etwas vor sich, das freilich nur für sehr aufmerksame Augen etwas Eigenthümliches besitzen konnte. Es waren auch hier einzelne Fußgänger, die sich in ihrer Vereinzelung in allen anderen Dingen durch nichts von den Passanten in der unteren Stadt unterschieden.

Wohl kamen von dort her zwei Männer nebeneinander und in leisem Gespräch die Straße hinab; das aber war ja für eine gewisse Anzahl von Minuten gestattet. außerdem mochten die Beiden besondere Erlaubnißscheine mit sich führen, endlich mochten es nicht die einzigen sein, welche sich zu Zweien in den Straßen aufhielten.

In der Nähe dieser Beiden, hinter ihnen und vor ihnen in der Straße schien auch hier Alles still und verlassen zu sein, wie anderswo in der Stadt. Die beiden Männer gingen langsam weiter, schauten nicht zurück, kümmerten sich um nichts, und schienen nach keiner Seite hin Verbindung zu haben.

Erst wenn man aus der Vogelschau herabblickte, be-

merkte man, daß hier allerdings eine geordnete Bewegung vor sich ging, deren Mittelpunkt und bewußte oder unbewußte Leiter eben jene beiden Männer waren. Auch eine Verbindung war da, welche, obwohl sie nach den rechten und linken Parallelstraßen reichte, welche letzteren sich manchmal als abschneidende Mauer dazwischen drängten, doch keinen Augenblick unterbrochen wurde.

Vor den beiden Wanderern, in verschiedener Entfernung von ihnen bewegten sich vier oder fünf Männer auf dem rechten und linken Trottoir, Einer vom Andern durch einige Schritte getrennt. Ebenso viele kamen in ungleichen Abständen und ebenfalls unauffällig auf beide Trottoirs vertheilt, hinter jenen Beiden her.

In den beiden seitlichen Parallelstraßen geschah das Gleiche, wenn ein maßgebender Mittelpunkt auch nicht zu bemerken war; auch dort mochten es je zehn Männer sein. Sie hielten mit der mittleren Straße die Fühlung aufrecht, indem Gewisse unter ihnen, die damit beauftragt schienen, wenn sie beim Weiterschreiten eine neue Straßenecke erreicht hatten, den Blick nach der Mittelstraße richteten. Waren jene Beiden noch nicht sichtbar geworden, so stockte das Ganze, und bewegte sich nach einer Minute wieder gleichmäßig vorwärts. Das Umgekehrte, d. h. daß die Beiden über das Ganze hinausgingen, kam nicht vor; es schien ausgemacht zu sein, daß sie von den Uebrigen stets durch etwas beschleunigte Schritte überholt wurden.

Sie Alle trugen dunkle Schlapphüte von verschiedener Farbe; das aber war eine Art Landestracht und fiel nicht auf. Im Uebrigen waren sie alle verschieden gekleidet. Nur Wenige trugen den europäischen Paletot; Einige trugen die spanische Capa, die meisten jedoch den nationalen Poncho; der war braun oder dunkelblau mit rothen Streifen: durch das runde Loch des viereckigen wollenen Tuches hatten sie den Kopf gesteckt, das Ganze fiel in reichem, gefälligem Faltenwurf an allen Seiten nieder und verhüllte den Körper bis unter die Kniee.

Der eine der beiden Männer war größer und trug die Capa; der andere den Poncho. Der Erstere stützte sich beim Gehen auf einen Stock; er schien das mit einem besonderen Nachdruck zu thun, denn die Stockspitze traf das Pflaster mit einer Kraft, daß es manchmal hell durch die Nacht klang.

Sie hatten eben noch sehr lebhaft gesprochen; nun war eine längere Pause gefolgt.

Plötzlich blieb der Größere stehen und schaute sich um.

„Die alten Mittel haben die alten Erfolge gehabt. Es wagt sich Niemand auf die Straße," flüsterte er mit einer Stimme, welche trotz der Zurückhaltung nicht ganz ihren tiefen Klang bemeistern konnte.

„Ja, Sennor," flüsterte der Andere zurück.

„Ich möchte wissen, ob man an das Attentat glaubt. Verschafft mir darüber so viele Nachrichten wie möglich."

Der Andere neigte den Kopf.

Es verging wieder eine Pause. Der Größere schritt abermals vorwärts.

„Ich habe genug geredet; aber ich lege Euch die Sache noch einmal ans Herz," begann er wieder. „Nur Diaz weiß, daß Truppen von Mendoza nach Santa Fé geschickt werden sollten; die Truppenbewegung in Entre Rios nach Westen beweist mir, daß man dort unterrichtet ist und sich vorsehen will. Das genügt mir. Oder genügt es nicht?"

„Ich weiß nicht, der Brief, den Diaz nach Entre Rios gerichtet hat und den wir aufgefangen haben, besagt nichts."

„Obwohl er an einen erklärten Unitarier gerichtet ist, der auch der Freund Urquizas sein soll?" Das wurde laut gesprochen, beinahe gerufen.

Der Andere schwieg.

„Der Brief besagt nichts, weil wir nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Schafft mir den Mann zur Stelle. Aber ohne Aufsehen, Aldao. Verstanden?"

„Und wenn er zur Stelle geschafft ist, Don Juan Manuel — dann —?"

„Dann?"

Der Größere blieb wieder stehen. Beide schauten sich an. Der Erstere schien zu lächeln, und ging weiter.

„Nein, dieses Mal nicht, Aldao."

„Don Juan Manuel, Sie selber haben eben gesagt, daß die alten Mittel heute wieder die alten Erfolge gehabt haben."

„Das habe ich gesagt. Wenn es aber Mittel giebt, die noch größere Erfolge haben, dann ziehe ich dieselben natürlich vor."

Der Andere zuckte schweigend die Achseln.

„Ihr versteht nicht, Aldao?"

„Nein."

Wieder eine Pause.

„Ein todter Mann, Aldao, wird gar bald vergessen," begann der Größere langsam; „besonders wenn vorher viele andere denselben Tod gestorben sind. Ein bestrafter Mann dagegen, welcher weiter lebt und die Zeichen seiner Strafe sichtbar vor den Anderen zur Schau trägt, den vergißt man weniger leicht. Man ahmt ihm nicht nach, Aldao."

„Einverstanden," sagte Aldao ruhig.

„Es dünkt mich ein natürliches Gesetz, daß Jeder an dem gestraft wird, womit er gesündigt hat."

Der Andere drehte erwartungsvoll den Kopf nach dem Größeren.

„Dieser hat uns verrathen, nachdem er uns gehört hat. Womit hört man, Aldao?"

„Mit den Ohren."

Abermals eine Pause.

„Also schafft ihn zur Stelle, Aldao.“

„Ohne Aufsehn, Don Juan Manuel.“

Sie gingen weiter, ohne zu sprechen.

„Und Urquiza?“ begann der Kleinere.

Der Andere schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, nein, nein!“

„Don Juan Manuel — heute ist er in Buenos Aires; morgen vielleicht nicht mehr.“

„Nein. Ich darf nicht. Wenn ich einst wissen werde, daß ich es darf — heute darf ich es noch nicht. Bringt mir Nachrichten über die öffentliche Meinung, bringt mir Nachrichten darüber, ob man das heutige Attentat glaubt, bringt mir Nachrichten über alles Mögliche. Wenn diese Nachrichten mir einst genügen sollten, dann — heute? Ich darf nicht!“

„Die Freunde behaupten, Don Juan Manuel, daß Sie zu langmüthig —“

Der Andere stieß heftig den Stock auf das Pflaster.

„Sagt ihnen, daß ich nicht will!“

Wiederum folgte ein längeres Schweigen.

„Gedenken Sie in Entre Rios etwas zu unternehmen?“ fragte Aldao. „Die Bewegung dort ist festgestellt, die Absichten Urquizas sind klar wie der Tag.“

„Mit den dreitausend Gewehren, über welche er verfügt, schlägt er nicht los. Das Observationskorps, welches sich in Santa Fé bildet, genügt.“

„Und die Brasilianer?“

„Die schlägt man mit Stöcken todt. Schwarzes und gelbes Gesindel; wenn sie sich blicken lassen, schlägt man sie todt. Würde das zum ersten Mal geschehen?“

Aldao lachte. Es war ein leises, grimmiges Lachen.

„Und die Engländer?“

„Nur um Urquiza handelt es sich, Aldao. So lange er nicht mehr Leute bewaffnen kann, vermag er nichts. Was in den Arsenalen von Buenos Aires vorhanden ist, behalten wir für uns.“

„Und was ihm über Brasilien zugeht, behalten die Brasilianer für sich. Ich glaube, der Mann ist weniger zu fürchten, als Sie und er selber sich einbildet, Don Juan Manuel.“

Abermals Schweigen.

„Die Besatzung von Martin Garcia muß abgelöst werden,“ sagte der Größere düster.

„Sennor! halten Sie dieselbe für nicht treu?“ fragte Aldao schnell.

Der Andere lachte spöttisch.

„Warum für treu? Weil sie vor zehn Jahren mit Euch in Entre Rios für mich gefochten haben? Es sind Leute, denen ich verpflichtet bin; ich will dort Leute haben, welchen nicht ich, sondern welche mir verpflichtet sind. Die Besatzung soll abgelöst werden.“

„Und ihre Gesinnung? Es sind begeisterte Föderalen, Don Juan Manuel!“

Der Angeredete zuckte die Achseln.

„Auch die Kanonenboote müssen andere Kommandanten erhalten. Man hat mir berichtet, daß sie mit den Kreuzfahrten in den Flußmündungen saumseliger werden. Sie sitzen auf Martin Garcia und spielen Karten. Die Insel ist der Riegel; er darf nicht gelockert werden.“

„Woher wollen Sie die neuen Kommandanten nehmen?“

„Ueber Martin Garcia kann eine ganze Armee mit Waffen versorgt werden. Ein großes Seeschiff genügt. Werden die ankommenden Schiffe überwacht, Aldao?“

„Sennor, das wurde bisher von Martin Garcia aus besorgt.“

„Die spielen Karten. Nach acht Tagen verlange ich von Euch einen Bericht darüber. Ueberwacht auch die Ausländer. Falls die Engländer bereits im Anseglen begriffen sein sollten, werden sie später hier in Buenos Aires Verbindungen suchen oder auch bereits gesucht haben. Legt Euch dabei keinen Zwang auf. Wo es Euch scheint, daß einer verdächtig ist oder etwas wissen könnte, da drückt es aus ihm heraus. Wie Ihr es macht, ist mir gleich. Caramba!“

Aldao schaute ihn verwundert an.

„Don Juan Manuel?“

Dieser hob seinen Stock und deutet schweigend nach dem gegenüberliegenden Trottoir.

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Wir sprachen eben von Ausländern; dort steht Einer. Wie ein Teufel sieht er freilich nicht aus. Zylinderhut, heller Paletot — der muß seiner Sache sehr sicher oder sehr unschuldig sein, weil er in diesem Aufzug hier herumläuft."

„Soll ich ihn ausfragen?"

Der Andere zögerte.

„Es ist ein Unglück, daß Ihr nicht englisch oder französisch versteht, Aldao. Der drüben sieht fein aus und verlangt darum ein feines Verhör."

„Sennor, da Sie mir eben befohlen haben, daß ich die Leute auf diese oder jene Art ausdrücken soll —"

„Ich habe den Kopf voll und will nicht für jedes Wort verantwortlich gemacht werden. Ich nehme den Befehl zurück. Paßt Euch den Umständen an, Aldao, der Erfolg wird größer sein."

„Was soll mit dem dort geschehen, Sennor?"

Der Andere dachte nach.

„Geht weiter," sagte er endlich leise. „Laßt mich allein." —

Wahlberg hatte den Maueranschlag grade zum zweiten Male zu Ende gelesen und war im Begriff, abermals einen Vorübergehenden nach seiner Straße zu fragen. Der Vorübergehende aber strich zwischen ihm und der

Mauer durch wie alle Anderen; das heißt, ohne Rede zu stehen.

Dem jungen Kapitän riß die Geduld. Er rief dem Davoneilenden eine halblaute Verwünschung nach und schien ihm folgen zu wollen.

„Wünschen Sie etwas, Monsieur?“ fragte in diesem Augenblick hinter ihm eine tiefe Stimme in reinem Französisch.

Wahlberg wußte nicht, woher es kam, daß beim Anhören dieser tiefen Klänge plötzlich seine Haarwurzeln vibrirten. Das Vibriren verging sofort.

Er drehte sich um und schaute in ein ernstes dunkles Gesicht, dessen untere Hälfte von einem dichten schwarzen, hier und dort bereits ergrauten Bart umrahmt war. Die schwarzen Augen waren weder groß noch klein; ihr Blick durchdringend, aber nicht stechend. Das Gesicht war etwas eingedrückt. Die Schultern des Mannes schienen sehr breit, sein Nacken sehr stark zu sein. Der Unbekannte war hochgewachsen; Wahlberg mußte zu ihm aufsehen.

Es schien dem Letzteren, als wenn er dieses Gesicht, diese breiten Augenbrauen, diese Augen und diese etwas aufgeworfenen rothen Lippen schon irgend wo gesehen haben müßte; wenn auch zu anderer Zeit, an anderm Ort, und vielleicht vor vielen Jahren. Denn es kam ihm vor, als wenn dieses Gesicht, da er es zum letzten Male gesehen hatte, bedeutend jünger gewesen war.

Ueber das Antlitz des Fremden flog ein verbindlicher Ausdruck; er verneigte sich leicht.

„Ich bemerkte, daß Sie Denjenigen, der eben vorüberging, fragten, und daß er weiter ging, ohne Ihnen geantwortet zu haben. Wünschen Sie etwas, Monsieur?"

„Ich habe mich verirrt und suche die Straße, in welcher ich wohne," sagte Wahlberg in spanischer Sprache.

„Welches ist die Straße?" fragte der Fremde noch immer auf französisch.

„Die Calle Corrientes."

Der Unbekannte verbeugte sich.

„Da ich denselben Weg gehe, werde ich Sie begleiten."

Wahlberg machte seinerseits eine Verbeugung und schritt neben dem Fremden die Straße hinab. Das Trottoir war breit genug; trotzdem schien es dem Letzteren zu schmal vorzukommen; er ließ den Deutschen wohl an seiner Seite, aber doch auch etwas vor sich hergehen.

„Sie sind Ausländer und halten sich hier auf, um Buenos Aires kennen zu lernen?"

„Ich bin Schiffskapitän."

Der Fremde beschaute Wahlberg von oben bis unten.

Wahlberg fühlte den Blick und lächelte.

„Mein Schiff heißt Möwe und ist eine Bark aus Hamburg. Da ich gestern Abend erst von Rotterdam

hier angekommen bin, weiß ich in Buenos Aires noch nicht Bescheid und habe mich verirrt."

„Ihr Schiff heißt Möwe und ist aus Rotterdam?" fragte der Unbekannte schnell und mit tiefem Interesse.

„Ist aus Hamburg, kommt aber aus Rotterdam," verbesserte Wahlberg und drehte sich erstaunt nach dem Andern um.

Dessen Blick streifte schnell die dunkelblauen Augen, sprang dann auf den hellblonden Bart herab und senkte sich endlich zu Boden. Dort blieb er lange Zeit.

Als er den Blick hob, flog er abermals einige Male an Wahlbergs Gestalt auf und ab.

„War Derjenige, der Ihnen davonlief, der Erste, den Sie nach Ihrer Straße gefragt hatten?"

„Wenigstens ein Dutzend habe ich gefragt."

„Und immer vergebens? Warum hat man Ihnen denn nicht geantwortet?"

Wahlberg schaute zu dem Fremden auf.

Der lachte.

„Sie glauben, Kapitän, daß hier etwas in der Luft liegt, was die Anderen am Antworten verhindert hat? Eben dasselbe, was auch Sie in diesem Augenblick verhindert, mir zu antworten?"

Wahlberg betrachtete den Fremden wieder. Der war ihm sympathisch, flößte ihm Vertrauen ein.

„Monsieur, ich bin nur einen Tag hier und weiß nicht, ob Alles wahr ist, was man mir erzählt hat," sagte er höflich.

Der Unbekannte furchte die Stirn.

„Man hat Ihnen also etwas erzählt," sagte er düster. „Aber man übertreibt viel; nehmen Sie nicht Alles für baare Münze, Kapitän. Die Kerle, welche vorhin vor Ihnen davongelaufen sind, dürfen nicht maßgebend auf Ihre Phantasie wirken."

„Vor mir sind sie nicht davongelaufen."

„Sondern vor den Institutionen?" fragte der Fremde.

„Vielleicht auch nicht vor den Institutionen," erwiderte Wahlberg.

„Also vor den Personen, welche diese Institutionen vertreten?"

Wahlberg sah zu ihm auf und schwieg.

„Man übertreibt, Kapitän," sagte der Fremde nach einer Pause. „Wer integer vitae scelerisque purus ist, hat nichts zu fürchten."

Der ehemalige deutsche Student horchte hoch auf. Der Fremde bemerkte es und lächelte.

„Es kommt darauf an, was man in dieser Republik unter scelus versteht," bemerkte Wahlberg.

„Was wollen Sie denn? In dieser Republik sind Alle zu gleicher Zeit zur Macht gelangt, der Rechtstitel zum Herrschen, den Einer besitzt, gilt so viel wie der der

Andern. Ist es da zu verwundern, daß einige Kräftigere an der gegenwärtigen Generation ihre Kraft versuchen, damit die künftigen Generationen Frieden haben? Oder soll die Anarchie verewigt werden?"

„Und die Mittel, welche sie dazu anwenden?"

„Kraft ist Kraft. Kapitän, wir beide sind uns eben zufällig begegnet; ich habe hier keinen Bekannten, mit dem ich reden kann, wie ich möchte; Ihnen geht es vielleicht ebenso. Die Cafés sind geschlossen, weil ihre Besitzer in diesen außergewöhnlichen Zeiten keine Geschäfte machen. Einige Schritte weiter befindet sich eine Taverne; beliebt es Ihnen, mit mir einzutreten, eine Flasche Wein zu trinken und über den Gegenstand weiter zu sprechen?"

Wahlberg schaute wieder zu dem Unbekannten auf. Der hielt lächelnd seinen Blick aus.

„Ja," sagte Wahlberg entschlossen.

Sie kamen bei der Taverne an und traten ein.

Hinter dem Schenktisch, der mit Blech beschlagen war, stand der Tavernero und spülte Gläser aus. Nach seiner Mütze zu urtheilen, schien es ebenfalls ein eingewanderter Baske zu sein.

Es war ein rohes, schmutziges Lokal; an dem mit Holz bekleideten Wänden standen hölzerne Tische, hinter ihnen Bänke, vor ihnen Schemel.

Der Fremde bestellte Wein und nahm auf einer Bank Platz. Es geschah in der Weise, daß er die Thür

im Auge behalten konnte. Quer über den Tisch legte er seinen Stock.

Ihm gegenüber wollte sich Wahlberg niederlassen. Das Ende des Stockes war ihm im Wege. Er wollte denselben weiterschieben; als seine Hand den Stock berührte, stutzte er plötzlich.

Der Stock ließ sich nicht durch den ihm zugedachten leichten Impuls weiterschieben. Er war zu schwer, schien von Eisen zu sein.

Als der Fremde bemerkte, daß Wahlberg diese Entdeckung gemacht hatte, verzog er etwas das Gesicht, ergriff dann schnell den Stock und legte ihn auf eine andere Stelle.

Der Tavernero brachte den Wein und entfernte sich.

„Kommen wir also zu den Männern zurück, welche diese Institutionen vertreten und diese Vertretung so schlecht zu besorgen scheinen, daß jene dummen Teufel dann schon fortlaufen, wenn ein Unbetheiligter sie nach seiner Wohnung fragt. Ich glaube nicht, daß es in der Absicht jener Männer gelegen hat, daß diese Narren aus solchem Anlaß fortlaufen."

„Wenn es nicht in ihrer Absicht lag, warum säeten sie denn diesen Schrecken?" fragte Wahlberg.

„Als Danton die Septembermorde vorbereitete, behauptete er, daß man die Aristokraten schrecken müsse. Die

Geschichte sagt, daß er seinen Zweck erreicht, und daß die französische Republik dadurch gerettet ist!"

Wahlberg schaute mit tiefem Interesse zu dem Unbekannten hinüber. Was der eben gesagt hatte, war ziemlich trivial. Aber diese Berufung auf Danton erinnerte ihn an die Gedanken, die er, Wahlberg, selber gehabt hatte, als ihm gestern Abend die Handschrift des Diktators von Buenos Aires vorgelegt war. An Danton hatte er gestern selber gedacht; heute hatte der Unbekannte denselben Gedanken mit Beziehung auf dieselbe Person.

Mit dem Mann konnte man reden.

„Gut, Monsieur. Aber wenn der Schrecken wirklich gehandhabt werden muß — was ich bezweifle — wie kommt es, daß sich hier Leute finden, die ihn mit solcher Fertigkeit handhaben, ja, die ihn beinahe gern zu handhaben scheinen?"

Der Fremde zuckte die Achseln.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie Seemann sind. Kümmert Sie die Welle, welche Ihnen entgegenrollt und die Sie mit dem Bug Ihres Schiffes zerreißen? Verlieren Sie der Welle wegen Ihr Ziel, den Hafen, aus dem Gesicht?"

„Eine Welle hat keine Empfindung."

„Der Mensch dagegen empfindet. Sie haben recht. Aber der Mensch ist auch ein Sklave der Gewohnheit und

kraft derselben gewöhnt er sich daran, zu zerreißen oder zerrissen zu werden."

„Wer aber läßt dergleichen an seiner Person gern zur Gewohnheit werden?"

„Niemand."

„Was ich hier in Buenos Aires vor Augen habe —" Wahlberg hielt es für gerathen, nicht weiter zu sprechen.

Der Unbekannte fixirte ihn.

„Sie wollen von Rosas sprechen. Vielleicht hat auch er gegen die Gewohnheit gekämpft; vielleicht schwerer, als man glaubt. Man sagt indessen, daß es ein Mann ist, der herrschen muß, Herr sein muß — man sagt, daß er, selbst wenn er am Morgen den Entschluß faßt, Diener zu sein, doch am Abend schon wieder Herr ist; weil er nicht anders kann, weil er muß."

„Wenn er sich zum Herrn berufen glaubt, wenn er muß, dann ist es um so sonderbarer, daß ihm das nothwendigere Müssen, dasjenige, zugleich ein Staatsmann oder wenigstens Diplomat zu sein, zu fehlen scheint."

Der Fremde schaute den Kapitän verwundert an.

„Fehlt ihm das?"

„Rosas bindet mit Allen zugleich an."

„Weil er von Allen zugleich angegriffen wird."

„Darüber läßt sich streiten. Die Haupteigenschaft eines Staatsmannes und Diplomaten aber scheint mir darin zu bestehen, daß er zu transigiren versteht, ohne daß

es der Andere merkt. Diese Eigenschaft besitzt der Diktator nicht."

Der Unbekannte furchte die Stirn. Sein Blick wurde mißtrauisch und lauernd.

„Sie sind nicht Seemann," sagte er, „Sie sind mehr, als Sie scheinen wollen."

Wahlberg zuckte die Achseln und erzählte mit kurzen Worten seine Lebensgeschichte.

Der Ausdruck in des Fremden Augen wurde wieder ruhiger.

Er verneigte sich verbindlich.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Monsieur. Daß man Sie nach Ihrem Aeußern und Ihren Bemerkungen auf den ersten Anblick oder auch auf die Dauer für einen Seemann hält, kann von Ihnen selber nicht angenommen werden. Man kann sich täuschen." Er begann zu lächeln. „Vielleicht vergelten Sie Gleiches mit Gleichem und täuschen sich auch über meine Person," fuhr er fort.

Wahlberg schaute auf.

„Nach Ihrer Bildung und Ihrem Wesen zu urtheilen sind Sie vielleicht ein Franzose, der in seinem Vaterlande eine einflußreiche Stellung innegehabt, dann in einer der Revolutionen Schiffbruch erlitten hat und hier in Südamerika Analogien bemerkt zu haben glaubt. Anfangs freilich hielt ich Sie —" Wahlberg brach wieder ab.

„Ich bin nicht Franzose, sondern hier geboren," bemerkte der Andere in spanischer Sprache; er hatte sich derselben bisher nur bedient, als er Wein verlangte. „Sie brachen eben ab," sagte er verbindlich. „Es würde mich interessiren, zu erfahren, für wen ein Mann Ihrer Bildung mich ‚anfangs' gehalten hat."

„Für einen Schauspieler," sagte Wahlberg. „Sie rezitirten und sprachen mit Schwung und Pathos. Dann aber fiel mir auf, daß Alles, was Sie sagten, aus einem Stück war und ich kam von meiner Meinung zurück."

Der Fremde schien von Wahlbergs Beobachtungen belustigt zu werden.

„Ich bin nicht Franzose, sondern Argentinier; daß ich kein Schauspieler sein kann, haben Sie selber eben zugegeben. Sie sind ein gründlicher Mann, da Sie erst die zweite Wirkung abgewartet haben. Gewöhnlich ist man nicht so vorsichtig und läßt es bei dem ersten Eindruck bewenden; und nicht allein, wenn es sich um kleine Dinge, sondern ebenso oft, wenn es sich um große Dinge handelt. Der Prüfung geht man aus dem Wege; der erste Eindruck bedeutet Alles. Darin sündigt vor Allem Ihr Europa unserm Amerika gegenüber; und in Amerika ist es besonders Südamerika, dessen Sachen und Personen nach Berichten beurtheilt werden, die vor hundert Jahren geschrieben sind, oder nach Berichterstattern, die wir selber nicht für kompetent halten können."

Der Unbekannte zog den Rauch ein und stieß ihn wieder fort.

Dann stützte er den Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand und neigte sich etwas zu Wahlberg hinüber.

„Ja, man verbreitet Urtheile in Europa, die nicht kompetent sind. Wie stellt man sich in Europa eigentlich den Diktator von Buenos Aires vor, Kapitän?“ fragte er leicht hin.

„Was die Zeitungen über ihn bringen, klingt ziemlich übertrieben und sagenhaft,“ antwortete Wahlberg. „Nach den Zeitungen muß er ein halbverrückter Menschenschlächter sein. Ueber seinen Charakter habe ich in Europa niemals sprechen hören. Man weiß zu wenig von ihm. Für Charakterzüge kann es vielleicht gelten, was die Schiffskapitäne von ihm erzählen.“

„Und was erzählen die Schiffskapitäne?“ fragte der Fremde schnell.

„Viel ist es ebenfalls nicht. Aus zweiter Hand weiß ich, daß Rosas eines Abends einen Kapitän angesprochen und ihn gebeten hat, sich eine rothe Schleife in das Knopfloch zu stecken; das sei den eigenthümlichen Verhältnissen in Buenos Aires angemessen und werde dem Kapitän von Nutzen sein.“

Das Auge des Fremden streifte blitzschnell das leere Knopfloch Wahlbergs.

„Und der Kapitän? Folgte der Kapitän diesem Rath?“ fragte er abermals schnell.

„Er that es. Der Kapitän war ein einfacher Mann, der es seinem Charakter nicht entgegenlaufend hielt, diesem Ansinnen nachzugeben.“

Der Fremde warf einen langen Blick auf Wahlberg, streifte wieder dessen leeres Knopfloch und schaute dann sinnend vor sich hin.

Dem jungen Kapitän fiel diese plötzliche Theilnahmlosigkeit nicht auf. Denn ihm selber waren, während er das Abenteuer des Rügenwalder Kapitäns erzählte, Dinge ins Gedächtniß gekommen, denen er bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Er erinnerte sich, was er heute an Einheimischen und Ausländern in Buenos Aires gesehen hatte, war ausschließlich mit rothen Abzeichen geschmückt gewesen. Alle Welt hatte die rothe Rosette im Knopfloch getragen; bei Einigen glaubte er sogar rothe Westen bemerkt zu haben; er erinnerte sich der Verwunderung, welche er über diese rothen Westen empfunden hatte, die ihm, von seinem europäischen Standpunkte aus, bewiesen, daß es hier sehr viele und sehr elegante Kutscher gäbe. Er hatte sogar rothe Prellsteine bemerkt; sogar Häuser, welche zwischen dem ersten und zweiten Stock einen breiten rothen Streifen aufwiesen; die Arbeiter am Hafen, wenn sie nicht die rothe, sondern die blaue Baskenmütze trugen, hatten

wenigstens die rothwollene Binde um den Leib geschlungen. Irgend etwas Rothes, sei es in dieser oder jener Gestalt, hatte Jedermann an seiner Kleidung gehabt.

Wahlberg betrachtete seinerseits den Fremden. Dessen Knopfloch war leer wie das seine.

Der Fremde bemerkte das Aufblicken Wahlbergs und schaute ebenfalls empor.

Er blies langsam den Rauch von sich und lehnte sich dann nachlässig zurück.

„Sie sagten eben, daß jener Kapitän ein einfacher Mann war, dessen Nachgiebigkeit aus diesem Grunde entschuldigt werden kann. Sie wollen damit ausdrücken, daß ein Anderer, Sie zum Beispiel, in einem solchen Fall nicht nachgegeben hätten?"

„Ja, Sennor," sagte Wahlberg einfach.

Der Unbekannte ließ ihn nicht aus den Augen.

„Das ist eine gefährliche Geschichte," fuhr er nach einer Pause fort. „Für einen Ausländer, der hierher gekommen ist, um Vortheile zu genießen und Handel zu treiben, kann eine solche Hartnäckigkeit bedenklich werden."

„Ich bin nicht nur ein Ausländer, der Handel treibt," sagte Wahlberg heftig.

„Und was sind Sie denn außerdem noch?" fragte der Unbekannte spöttisch.

Wahlberg zuckte die Achseln und schwieg. Es verging wieder eine Pause.

„Wie definiren Sie das Wort Charakter?“ sagte der Fremde.

Wahlberg sah ihn erstaunt an. Der Ernst, den er in den Augen des Anderen gewahrte, veranlaßte ihn zum Antworten.

„Wenn ich Sie recht verstehe, Sennor, so fragen Sie mich nach dem Charakter als persönliche Eigenschaft.“

„Ja.“

„Nun,“ begann Wahlberg nach einigem Nachsinnen, „ich glaube, daß einen Charakter Derjenige besitzt, welcher an den Ueberzeugungen, mit denen er in das Leben getreten ist, nicht nur festhält, sondern welcher diesen auch weiter ausbildet. Abgesehen von den Stimmungen, die dann und wann durch sein Leben ziehen mögen,“ setzte er leise und mehr zu sich selber sprechend hinzu.

„Das klang akademisch. Und einen solchen Charakter glauben Sie zu besitzen?“ Der Fremde fragte noch spöttischer, als vorhin.

Wahlberg trank seinen Wein, rauchte und gab keine Antwort.

Der Unbekannte verneigte sich leicht.

„Sie glauben einen solchen Charakter zu besitzen?“ fragte er höflich und verbindlich.

Wahlberg lächelte.

„Vielleicht,“ sagte er leichthin.

„Ein solcher Charakter muß eine gehörige Quantität

Muth einschließen," bemerkte der Unbekannte wieder. „Und Muth, mehr noch als alles Andere ist Muth erforderlich hier in Buenos Aires, woselbst, wie Sie in den europäischen Zeitungen gelesen haben, ein sinnloser Menschenschlächter am Ruder stehen soll."

Die letzten Worte sprach der Fremde mit eigenthümlicher starker Betonung. Auch über sein Gesicht zog ein eigenthümliches Etwas hin, von welchem man nicht wußte, was es war. Vielleicht belustigte ihn die Sache.

Wahlberg zuckte wieder die Achseln.

Der Unbekannte wendete den Blick von Wahlberg ab und faßte an seinen Bart.

Dann sah er auf seine Zigarette. Gleich darauf ließ er die Hand, welche die Zigarette hielt, unter den Tisch sinken und brach die letztere entzwei. Der Tabak rieselte auf den Boden.

Er führte die Reste wieder nach oben und betrachtete sie ärgerlich. Dann schaute er nach Wahlbergs Zigarre hinüber.

„Wenn es meine Gewohnheit wäre, Zigarren zu rauchen, so würde ich Sie jetzt um eine Zigarre bitten, Sennor. Mit meiner Zigarette habe ich eben Unglück gehabt; es war leider die letzte. Es geschieht selten, daß ich mit einem gebildeten Europäer in Berührung komme; Sie werden mir die Ehre Ihrer Unterhaltung noch für einige Minuten schenken, Sennor?"

„Die Ehre ist auf meiner Seite."

„Ich bin daran gewöhnt, während des Sprechens zu rauchen. Hier nebenbei wird Tabak verkauft; nach einigen Minuten bin ich wieder hier.“

Er verneigte sich kurz und verließ, ohne die Antwort abzuwarten, die Taverne.

Wahlberg war gern darauf eingegangen, noch eine Stunde länger zu bleiben. Der Fremde gab seine Urtheile so sicher ab, schien dieselben auf eine so große Menge Erfahrung und Bildung zu stützen, daß dadurch dem Kapitän der letzte Rest von unheimlichen Empfindungen und Unverständlichkeit der in Buenos Aires bestehenden Verhältnisse genommen wurde. Die gar zu gewagte Eigenthümlichkeit, die Ueberhebung, die absichtliche Herausforderung, die manchmal aus den Redensarten des Unbekannten klang, führte Wahlberg auf die Lebensschicksale und auf die verlorene Lebensstellung desselben zurück und trug ihm das weiter nicht nach, da ihm selber, der ja gewöhnlich keine Gelegenheit hatte, sich mit gebildeten Menschen auszusprechen, ja jetzt eine willkommene Gelegenheit dazu geboten wurde.

Der Fremde, eine brennende Zigarette zwischen den Fingern tragend, trat hastig wieder ein.

„Ich habe gefunden, was ich suchte,“ sagte er, sich wieder auf seinen alten Platz niederlassend. „Der einzelne Mensch findet gewöhnlich, was er braucht; nicht nur eine Zigarette, sondern auch Dinge größeren Stils. Ein wenig

Scharfsinn, ein wenig Glück, ein wenig Geld — wer diese drei besitzt, wer soll mit ihnen nicht finden, was er braucht?"

Wahlberg wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte und schwieg.

„Weit schwerer ist es für Staaten und Völker zu finden, was sie brauchen," fuhr der Andere fort. „Was gäbe zum Beispiel unsere argentinische Konföderation nicht darum, wenn sie anstatt ihrer Raubvögel eine gehörige Anzahl Charaktere besäße."

Wahlberg lächelte; der Fremde schien an das alte scharfe Gespräch wieder anknüpfen zu wollen.

„Da es ausschließlich Raubvögel sind," antwortete er, „und da das Raubvogelthum ebenfalls eine Art Charakter ausbildet, so können Sie sich über Mangel an Charakteren nicht beklagen."

Der Fremde lachte.

„Als Privatmann beklage ich mich auch nicht. Aber als — wenn ich hier zu Lande etwas bedeutete, würde ich es beklagen, daß wegen der Menge der Nester, welche die Raubvögel bauen, kein Platz übrig bleibt für den Staat."

„Sennor, wie können Sie beanspruchen, daß Charaktere sich hier bilden sollen, welche dem Staat nützlich sind, wenn dort, wo sich ein Charakter zeigen will, sich sofort der Dolch oder das Beil gegen ihn erhebt?"

„Erhebt sich der Dolch und das Beil gegen die

Charaktere?" fragte der Fremde heftig. „Ich denke, nur gegen die Raubvögel und gegen solche, welche unter der Maske des Charakters, also der Heuchelei, kämpfen. Nein, Sennor, einen Charakter nennen Sie es also, wenn er scheu untertaucht, wo Dolch und Beil sich zeigen? Meiner Meinung nach muß ein Charakter, wenn er ein solcher ist, sogar höher wachsen in Gegenwart der beiden Instrumente. Diese Zeit und diese Zustände müßten die Charaktere schaffen, Sennor!"

Wahlberg fand keine Zeit zur Erwiderung.

Denn der Fremde hatte kaum geendet, als ein unbekannter, in Capa und Schlapphut gekleideter Mann die Taverne betrat. Er blieb einen Augenblick am Eingang stehen, warf einen prüfenden kurzen Blick durch das Zimmer, einen längeren auf die beiden Gäste, trat dann an den Schenktisch und forderte ein Glas Wein. Am Schenktisch blieb er stehen und drehte sich so, daß er die beiden Gäste sehen konnte.

„Ja, Sennor, diese Zustände schaffen die Charaktere," wiederholte der Unbekannte. Er sprach noch lauter, als vorher.

„Und ich behaupte," sagte Wahlberg, „daß diese Zustände, wenn sie Charaktere schaffen, dieselben doch in demselben Augenblick wieder vernichten. Können sie etwa mit den Charakteren, welche sich auf der anderen Seite befinden und gegen welche sie sich erhoben haben, Hand

in Hand gehen? Sie treffen sich in der Luft wie zwei gleich starke Klingen, und springen entweder beide in Stücke oder machtlos von einander ab. Der gleichlaufende Weg für beide ist unmöglich, und die Zustände bleiben dieselben!"

Der Unbekannte schien nachzudenken.

„Der parallele Weg für beide ist unmöglich!" murmelte er zerstreut.

Er schien weiter nachzudenken. In seiner Zerstreuung ergriff er den eisernen Stock und spielte mit ihm. Als er ihn wieder auf den Tisch legte, kam das untere Ende des Stockes in der Richtung der Thür zu liegen.

Der Mann, welcher am Schenktisch Wein trank, bezahlte und verließ, obgleich er das Glas erst zum dritten Theil geleert hatte, die Taverne.

Der Tavernero trat schnell zu den beiden Gästen.

„Caballeros, ich bitte Sie, mein Haus zu verlassen."

„Warum?" fragte der Fremde.

Der Tavernero blickte scheu nach der Thür.

„Ich weiß nicht, wer der war, der eben hinausging. Die Caballeros haben den ganzen Abend französisch gesprochen. Die Caballeros tragen auch keine Rosetten. Ich bin Föderalist. Ich muß die Caballeros bitten, das Haus zu verlassen."

Der Unbekannte lachte und erhob sich.

„Wir wollen dem Manne keine Ungelegenheiten bereiten, Freund," sagte er zu Wahlberg. „Da —"

Er bezahlte.

„Ich werde das Vergnügen haben, Sie zu Ihrer Wohnung zu begleiten, Sennor."

IX.

Als sie aus der Taverne herauskamen, war der Himmel wieder klar geworden. Beinahe senkrecht über ihnen stand der Mond und bestrahlte die weißen Straßen mit bläulichem Licht. Nun schienen auch die letzten Nachtwandler von den Straßen verschwunden zu sein; die Stille der Stadt war noch unheimlicher geworden.

Beide schritten bis zur nächsten Querstraße; dort bog der Unbekannte ein und forderte den Kapitän mit einer verbindlichen Handbewegung auf, ihm zu folgen.

„Die Calle Corrientes?" fragte Wahlberg.

„Nein. Die Calle San Martin," antwortete der Fremde lakonisch.

Wahlberg machte eine Bewegung und schaute sich um. Die Calle San Martin war dieselbe Straße, in welcher vor einigen Tagen in des Dänen Gegenwart ein Unitarier durch die Mazorka ermordet wurde. Die Straße war kurz. Hier rechts, unmittelbar neben ihnen, befand sich ein großes, jetzt geschlossenes Schaufenster. Es war das einzige in der

kurzen Straße; an dieser Stelle also mußte der Mann ermordet worden sein.

Wahlberg ging schneller.

Der Unbekannte drehte den Kopf und blieb stehen.

„Wissen Sie, was mir eben eingefallen ist? Ein rechter Theaterheld pflegt bei Gelegenheiten, welche er der Mühe werth hält, mit einem Theatereffekt, mit einem Schlußeffekt zu schließen. Sie haben vorhin die Idee gehabt, mich für einen Theaterhelden zu halten; da ich ehrgeizig bin, so wünschte ich, es fiele mir ein solcher Effekt ein, damit ich wenigstens als ganzer Mann in Ihrem Gedächtniß fortlebe. Ich möchte dieses Andenken herstellen auf Kosten eines Schlußeffektes, welcher groß genug ist, um —"

„Sie rächen sich auf Kosten meines Irrthums," sagte Wahlberg leise. „Meine Idee war zu albern, um nicht bald vergessen zu werden. Wo ist die Calle Corrientes?"

Der Fremde betrachtete ihn prüfend.

„Sie sind nicht bei der Sache, Freund."

Wahlberg deutete durch eine Bewegung des Kopfes an, daß er weiter gehen wolle.

Der Andere warf noch einen forschenden Blick auf ihn, zuckte die Achseln und beide schritten wieder vorwärts.

War es der Wein, welcher Wahlberg mitspielte? Es konnte nicht sein, denn er hatte nur zwei Gläser genossen, und es war schwacher Tavernenwein gewesen.

Und dennoch empfand er jetzt anders, als vorhin. Woher kam diese Phantasie, wie hatte sich diese so erhitzt? Trotz aller Zahlen, aller glaubwürdigen Berichte hatte er doch noch vor Kurzem nicht daran geglaubt. Er hatte gespottet; sein skeptischer Gedankengang war nur einmal unterbrochen worden; damals, als er die tiefe, ernste Stimme des Fremden hinter sich gehört und etwas empfunden hatte, für das er auch jetzt noch keinen Namen wußte.

Der Gedanke an die Stadt war über dem Interesse an dem eigenthümlichen Fremden bald verflogen.

Diese Straße war der Schauplatz einer blutigen Episode aus der Geschichte des Diktators; als Wahlberg sie betreten hatte, war das Interesse für den Fremden wiederum zurückgetreten. Die weiße Straße, das flimmernde Mondlicht, das tiefe Schweigen erschien in Wahlbergs erhitzter Phantasie als Hintergrund von erbarmungslosen Mörderaugen. War es wirklich nicht der Wein, der seine Denkkraft verwirrte?

Es war ihm, als wenn die Szene sich jeden Augenblick verwandeln müßte.

Er schaute sich wieder um.

Der Fremde blieb zum zweiten Mal stehen.

„Soll ich Ihnen sagen, Sennor, warum Sie nicht bei der Sache sind?“

„Wo ist die Calle Corrientes?“ fragte Wahlberg leise.

Der Unbekannte lächelte.

„Diese wiederholte Frage bestätigt mir Ihren Gedankengang.“

„Welchen Gedankengang?“ Wahlberg war noch immer theilnahmlos.

Der Fremde trat näher.

„Sie haben vorhin behauptet, daß die Charaktere durch die Zustände in dieser Stadt zerstört werden müssen. Ich behauptete das Gegentheil und vertrat die Meinung, daß wirkliche Charaktere durch diese Zustände gestählt und sogar geschaffen werden könnten. Sie äußerten darauf, daß Sie sich einbildeten, einen Charakter zu besitzen, der es mit dieser Stadt und trotz dieser Zustände wohl aufzunehmen vermöchte. Sie lächelten, als Sie das sagten; aber es schien Ihnen trotzdem mit Ihrer Einbildung Ernst zu sein.“

„Und was soll das Alles jetzt?“ fragte Wahlberg etwas aufmerksamer.

„Das Alles soll besagen, daß Ihr Charakter jetzt wankt, Sennor,“ sagte der Andere kalt. „Er wankt allein schon während dieses nächtlichen Ganges, da noch kein einziges wirkliches Ereigniß an ihn herangetreten ist.“

„Sie glauben, ich hätte Furcht?“ rief Wahlberg schnell und heftig.

„So viel nicht. Furcht wäre das Begräbniß eines Charakters,“ sagte der Andere achselzuckend. „So viel

nicht. Aber ich sehe Ihren Charakter wanken und kleiner werden. Ihre Theorie, daß die Charaktere durch die Zustände in Buenos Aires zerstört werden, behält recht, wenn —"

„Wenn —?" rief Wahlberg sehr heftig.

Der Fremde verneigte sich leicht.

„Wenn das, was sich hier als Charakter aufspielt und trotzdem ohne ernste Probe ins Wanken geräth, überhaupt Charakter genannt werden kann," sagte er kalt.

„Sennor!"

„Beruhigen Sie sich. Kommen Sie, ich werde Ihnen den nächsten Weg nach der Calle Corrientes zeigen."

„Ob den nächsten Weg oder den weitesten, ist mir gleich. Hüten Sie Ihre Zunge, Sennor!"

In den Augen des Fremden flackerte es auf; aber das Feuer fiel sofort wieder zusammen. Er hatte sich bereits abgewendet, um weiter zu gehen; nun drehte er sich langsam wieder um. Er sprach erst nach einigen Sekunden.

„Junger Mann —," er sprach ernst und gedämpft — „junger Mann, wir sind Menschen und schwach. Ich wollte Sie nicht beleidigen —"

„Nach meinen Begriffen —"

„Lassen Sie mich aussprechen. Ich wollte Sie nicht beleidigen, sondern Sie nur auf eine Schwäche aufmerksam machen. Ich wollte nur eine Eigenschaft, die vor Ihnen

selber einen falschen Namen trug, mit ihrem richtigen Namen nennen. Ereifern Sie sich nicht. Wenn Sie sich jetzt schon ereifern, jetzt, da man Ihnen von Mann zu Mann, um Mitternacht, ohne Zeugen, mit ernster Stimme eine wohlgemeinte Wahrheit sagt, was werden Sie dann erst thun, wenn Sie im Kreuzfeuer der Verleumdung stehen und alle Leidenschaften auf Sie einstürmen? Wenn Jemand zu mir früher gesprochen hätte, wie ich eben zu Ihnen, dann würde ich ihm die Hand gereicht und ihm gedankt haben für die wohlthätigen Zügel, die zu rechter Zeit — aber hin ist hin. Um so Kleines ereifert man sich nicht. Ereifern Sie sich, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Denn ich, Sennor, ich weiß, was es heißt — ich habe im Kreuzfeuer der Verleumdung gestanden, ich habe alle Leidenschaften im Sturm gesehen, nicht allein vor mir — ich habe sie auch an mir und, was schlimmer ist, in mir erprobt — das ist das Große, Sennor, und ich weiß, was es kostet, Sieger zu bleiben in solchem Streit, ich weiß, wie man über das Große alles Kleine vergißt und vergessen müßte von Anfang an. Ich habe Sie nicht beleidigen wollen; denken Sie nicht an das Kleine, Sennor!"

Die Stimme des Fremden war allmählich lauter geworden, auch heller, hatte endlich ausgeklungen mit so hohem leidenschaftlichen Klang, daß er dramatisch und lyrisch erschien zu gleicher Zeit, aus der Seele kam und die Seelen Anderer ergriff. Wollte der Mann mit dieser

Stimme die Leidenschaften malen, die er im Sturme gesehen?

Wahlberg schaute verwundert zu ihm hinüber. Sie hatten sich eben um Charaktere gestritten. Der da drüben besaß einen Charakter: gewiß besaß er ihn. Denn wer hätte um diese Stunde, in dieser Stadt die Stimme erheben und die schlafenden Geister des Mordes herausfordern mögen, wie er es eben gethan?

Ehre, wem Ehre gebührt. Aber recht sollte der Unbekannte, soweit es ihn, Wahlberg, anging, nun und nimmermehr behalten.

Beide waren wieder kalt geworden.

Der Fremde verneigte sich.

„Sie gelangen auf die Calle Corrientes, wenn Sie —"

„Was Sie für klein halten, Senor," unterbrach ihn Wahlberg, „halte ich für groß. Die sogenannte Wahrheit, welche Sie an Stelle dessen setzen wollen, was ich als meinen Charakter empfinde, erkenne ich nicht an; ich halte an mir fest. Ich fühle, daß sich in mir wohl manches biegen aber nichts brechen läßt."

Der Andere trat einen Schritt an ihn heran.

„Wissen Sie das so ganz genau?"

„Ja."

Der Fremde hob seinen Stock und deutete die Straße entlang auf die Stelle, wo dieselbe ins Feld zu führen schien.

„Vorwärts."

Sie schritten weiter. Ob es jetzt nach der Calle Corrientes ging, wußte Wahlberg nicht; er zerbrach sich auch nicht darüber den Kopf, er hatte das befehlende Vorwärts des Fremden kaum beachtet. Er befand sich in einer Stimmung, daß er die ganze Welt hätte herausfordern und ihr hätte Trotz bieten können.

Als sie einige Schritte gemacht hatten, ragten über ihnen die hohen Bogenfenster einer Kirche; Wahlberg sah es nicht.

Jetzt hörte die Straße auf. Aber es schloß sich nicht daran das freie Feld; es war eine weite Esplanade, welche nach drei Seiten hin durch hohe Gebäude geschlossen war und nur an der vierten, links, einen freien Horizont besaß. Von links her, von der Straßenecke, sprang der rechte Winkel eines Treppenabsatzes in den Weg; man sah die langgestreckten, im Hintergrunde sich verlierenden Stufen eines mäßig hohen Unterbaues, welcher sechs mächtige, jonische Säulen trug; die Säulen ihrerseits trugen ein antikes Frontispiz.

Es war die Fassade der Kathedrale von Buenos Aires; die Basilika, dieselbe, welche Wahlberg heute Morgen vom La Plata aus gesehen hatte, lag so weit hinter der Fassade zurück, daß sie nur von der Mitte dieser Esplanade her wahrgenommen werden konnte.

Dieses war die Plaza de la Viktoria. Sie war damals noch nicht durch einen Triumphbogen in zwei

Hälften getheilt, von denen die nördliche nach dem Tage der Unabhängigkeitserklärung den Namen des fünfundzwanzigsten Mai führt, sondern besaß noch ihren ursprünglichen Umfang. Die Akazienalleen, welche sie heute bedecken, waren noch nicht vorhanden; die Plaza war kahl und öde, und öffnete sich, wie bereits bemerkt, nur nach Norden, also gegen den Rio de la Plata, welchen sie überragte, und der von hier aus sichtbar war.

Als Wahlberg in die Plaza einbiegen wollte, blieb er stehen.

Nicht was er sah, sondern was er hörte, bewog ihn dazu. Aber es war nicht der frische unerwartete Hauch, der von drüben her über diese Ebene strich. Nein; ihn befremdete nur das gleichmäßige Rauschen, welches aus derselben Richtung kam. Das war nicht das Meer; er, der Seemann, kannte das Rauschen der Wellen, das abwechselnd stärker oder schwächer tönte. Das da war ein langer, weicher Ton, der niemals neue Kraft schöpfte, aber auch niemals erstarb.

Und nun kehrte seine alte Stimmung zurück. Wo befand er sich? War das drüben eine Klage?

„Sennor?“ fragte der Fremde.

Wahlberg schrak empor.

„Verzeihen Sie, ich war zerstreut.“ Wahlberg sah, daß der Andere wieder lächelte. Die Stimmung wollte nicht von ihm weichen, aber auch der Gedanke an den

Zwischenfall kam wieder; beides hielt ihn in der Mitte zwischen Traum und Erregung.

Sie betraten die Plaza. Wahlberg hielt sich unten auf dem Pflaster; der Fremde aber kürzte den Weg ab und schritt über den vorspringenden rechten Winkel des Treppenabsatzes fort. Als er die drei oder vier Stufen hinauf- und wieder hinabstieg, sah er scharf die Reihe der Säulen entlang, welche nach hinten, nach den nur wenige Fuß entfernten Thüren der Kathedrale zu, schwarze Schatten warfen.

Als er von der untersten Stufe wieder auf das Pflaster hinabsprang, schlug er mit dem Stock hinter sich durch die Luft. Hatte er gewinkt?

An derselben Stelle der Plaza de la Victoria, an welcher sich heute auf hohem Obelisk das Standbild der Freiheitsgöttin erhebt, stand damals eine einsame Palme. Langsam schritten die Beiden auf die Mitte der Plaza zu.

Der Fremde deutete auf die Palme.

„Das ist die letzte hier am Rio de la Plata. Weiter nach Süden hin trifft man die Palmen nicht mehr an. Da diese in Amerika nach Süden hin die letzte ist, wird sie damit gewissermaßen zu einer naturwissenschaftlichen Kuriosität. Schreiben Sie es auf, Herr Deutscher, und melden Sie es in Ihre Heimath."

Wahlberg warf einen flüchtigen Blick auf den schlanken Baum und schaute dann wieder nach Norden.

„Was dort von so fern herblinkt, ist der La Plata," fuhr der Fremde fort. „Da der Mond über uns steht, haben wir es heute gut getroffen; sonst pflegt man den Strom um diese Stunde nicht zu sehen. Wenn wir noch einige Schritte machen, können wir vielleicht auch das Ufer unterscheiden; da dieser Platz ein Plateau bildet, muß es vor uns in der Tiefe liegen."

„Und das Rauschen? Von den Wellen kann es nicht herstammen."

„Nein. Es sind Trauerweiden."

Wieder machte Wahlberg eine Bewegung. Warum er das that, wußte er nicht. Er wußte auch nicht, warum seine Haarwurzeln auch jetzt wieder, bereits das dritte Mal in dieser Nacht, vibrirt hatten. Das erste Mal war es geschehen, als er vorhin so unvermuthet die ruhige Stimme des Fremden hinter sich gehört hatte, des ersten, der nicht von ihm angesprochen wurde, sondern selber ihn ansprach; das zweite Mal, als eben dieselbe Stimme ihm sagte, daß dieses die Calle San Martin sei, das dritte Mal letzt, als die Stimme die Trauerweiden nannte. Als der Fremde ihm sagte, daß es die Calle San Martin sei, hatte er ein Recht, zu erschauern; denn es war dort Jemand ermordet worden. Und die anderen beiden Male? War er mit Geheimnissen in Berührung gekommen, die schrecklich waren, wie der Mord in der Calle San Martin, und von denen er nur nichts wußte?

Abermals war es ihm, als wenn die Szene um ihn sich in der nächsten Minute verwandeln müßte.

Er schaute den Fremden an.

Der trat näher.

„Ist es nicht, als wenn man aus dem Rauschen jener Trauerweiden etwas erfahren und auf etwas schließen kann, ohne daß es Einem gesagt wird?“ fragte Wahlberg.

Der Unbekannte legte die Hand auf Wahlbergs Arm; mit der anderen hob er den Stock und deutete in der Richtung der Trauerweiden.

„Dort unten läßt er Diejenigen erschießen, welche er achtet und die ihm einst näher gestanden haben. Man sagt, daß es manchmal bei ihm ohne Kampf nicht abgeht; wen er den Soldatentod unter den Trauerweiden sterben läßt, mit dem hat er es früher gut gemeint. Man sagt auch, daß er dieses Rauschen liebt; er soll es mit seinem Empfindungsleben vergleichen, welches den Erschossenen zu Grabe geleitet und über dem Grabe ein letztes Gebet zu sprechen scheint.“

Das klang ruhig, klar, beinahe weich. Langsam sank der ausgestreckte Stock.

Beide hatten nach den Trauerweiden gesehen. Als sie die Köpfe wieder drehten, begegneten sich ihre Blicke. Wahlberg glaubte in dem Auge des Fremden den Rest eines Schleiers, eines Traumes gesehen zu haben. Viel=

leicht hatte er sich getäuscht; denn der Blick des Anderen war durchdringend und prüfend wie zuvor.

Wahlberg senkte den Kopf.

An wen dachte er jetzt? An den Mann, der vor ihm stand, oder an den Diktator, der drüben in der Pampa weilte? Er wußte es selber nicht. Er wußte nur, daß jetzt, gerade jetzt die Szene sich verwandeln mußte.

Der Unbekannte räusperte sich; Wahlberg hob wieder den Kopf.

Die Szene hatte sich bereits verwandelt.

Es konnte nicht anders sein. Wahlberg wußte, daß seine Phantasien zu Gestalten werden würden. Von allen Seiten kamen sie heran; die dunklen Silhouetten hoben sich scharf von dem Mondlicht ab. Ein Traum war es nicht; denn bereits konnte man das Schürfen der Füße auf dem Pflaster unterscheiden. Woher kamen sie, was wollten sie? Und von allen Seiten kamen sie heran, wahrscheinlich auch von hinten.

Als Wahlberg sich umdrehte, begegnete er dem Auge des Fremden. Von dessen Antlitz schien plötzlich ein Lächeln zu verschwinden. Dieses prüfende Auge und dieses verschwindende Lächeln gaben ihm seine Besonnenheit zurück, er stand wieder in der Wirklichkeit und wußte, daß dies alles kein Traum war. Es blieb ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, warum der Unbe-

kannte so ruhig und gelassen blieb; nur daran dachte er, daß sie eben über Charaktere in Streit gerathen waren und daß der Fremde ihn beobachtete.

Der Kreis der dunklen Gestalten war bis auf wenige Schritte herangerückt und blieb stehen.

Einer von ihnen trat dicht vor Wahlberg hin und grüßte kurz durch Lüften des Hutes. Wahlberg schaute in ein scharfgeschnittenes, jugendliches Gesicht, das intelligent und nicht abstoßend aussah.

„Caballero, darf man erfahren, was Sie um diese Stunde auf die Straße und Plaza führt?"

„Vor wem stehe ich?" fragte Wahlberg bestimmt, aber doch etwas gepreßt.

„Man fragt Sie, warum Sie sich auf der Plaza befinden," kam es kürzer zurück.

Wahlberg dachte einen Augenblick nach. Er zweifelte nicht daran, daß er vor der Mazorka stand; er wußte, daß gereiztes Wesen, Einsprüche von seiner Seite hier nicht am Orte waren, wenn er dazu vielleicht auch Lust hatte. Aber nicht allein aus diesem Grunde hielt er an sich; als gebildeter Mann gab er sich mit einer Art schaurig süßem Behagen diesem Abenteuer hin, das so entgegengesetzt war der Jahreszahl und so sehr abwich von den Ereignissen seines Seemannslebens.

„Ich bin Ausländer, Schiffskapitän, und gehe spazieren."

„Spazieren? Da Sie spanisch sprechen, müssen Sie die Maueranschläge gelesen haben. Oder nicht?"

Wahlberg zögerte. Dann fühlte er, daß er roth wurde. Der Unbekannte, der hier neben ihm stand und zuhörte, hatte ihn vorhin darüber überrascht, als er im Begriff war, den Maueranschlag zum zweiten Mal zu lesen.

„Ich kenne die Maueranschläge," sagte er heftig.

„Dann besitzen Sie eine geschriebene Erlaubniß?"

„Nein."

„Kennen Sie die Losung? Ist Jemand, der uns bekannt ist, bereit, für Sie zu bürgen?"

„Ich kenne die Losung nicht, kann auch keine Bürgschaft stellen."

Der Fragsteller trat dicht an Wahlberg heran, berührte das obere Knopfloch des Paletots, schlug denselben zurück, und berührte auch das Knopfloch von Wahlbergs Rock.

„Sie tragen nicht das Abzeichen der Patrioten, Caballero."

Wahlberg schnellte den Kopf nach dem Unbekannten herum, der sich regungslos auf seinen Stock stützte und unverwandt zu ihm herüberschaute.

Der junge Kapitän erinnerte sich, vor einer kurzen Viertelstunde mit dem Fremden über die rothe Rosette der Föderalen gesprochen zu haben; er erinnerte sich auch

des Blickes, mit dem Jener sein leeres Knopfloch gestreift hatte; er erinnerte sich, daß der Fremde gleich darauf die Taverne verlassen hatte. Die zerbrochene Zigarette war also ein Vorwand gewesen.

Der Mann hatte ihn denunzirt. Es war weiter nichts als ein Polizist. Ein gebildeter Mann; aber die gesammte Mazorka sollte ja aus gebildeten Leuten bestehen; die Handlungsweise des Fremden, der ihm sympathisch gewesen und dem er vertraut, wurde darum nicht weniger niederträchtig. Wie aber war es auch möglich gewesen, daß er, Wahlberg, in dieser Stadt der Gewalt und des Verraths so leicht und sobald einem Unbekannten sein Vertrauen geschenkt hatte? Wahlberg allein trug die Schuld; sein leichter Sinn war Leichtsinn gewesen, und kraft seiner europäischen Ansichten hatte er wie ein kleines Kind gehandelt.

Er wunderte sich darüber, daß es ihm erst jetzt einfiel, daß Jener Polizist und Denunziant sei, denn Jener befand sich mit Wahlberg zugleich auf der Plaza und wurde nicht verhört; Jener trug die rothe Rosette ebenfalls nicht im Knopfloch, und trotzdem schien das Fehlen derselben von den Mazorqueros nicht bemerkt zu werden.

„Caballero, man fragt Sie, warum Sie nicht das Abzeichen der Patrioten tragen," wurde er zum zweiten Male gefragt.

Wahlberg maß den Unbekannten an seiner Seite ver-

ächtlich von oben bis unten, drehte dann den Kopf und öffnete die Lippen zur Antwort.

Bevor er noch ein Wort sprechen konnte, trat der Unbekannte schnell näher. Er hatte die Capa auseinandergeschlagen, in die Westentasche gegriffen, und drückte dem Kapitän einen kleinen Gegenstand in die Hand. Gleich darauf trat er wieder zurück.

„Der Caballero hat das Abzeichen der Patrioten nur verloren oder vergessen gehabt und wird seine gute Absicht dadurch beweisen, daß er das Abzeichen, welches man ihm eben gereicht hat, unverzüglich anlegt," sagte der Unbekannte mit seiner ruhigen Stimme.

Wahlberg hob den kleinen Gegenstand empor und betrachtete ihn. Es war in der That eine farbige Rosette.

„Ich bin Ausländer und habe nicht die Verpflichtung, dergleichen anzulegen."

Der junge Kapitän reichte das Zeichen wieder dem Unbekannten. Der blieb unbeweglich. Wahlberg reichte es dem vor ihm stehenden Mazorquero; der nahm es ebenfalls nicht.

„Hier giebt es nicht Einheimische und Ausländer, hier giebt es nur Patrioten und Antipatrioten. Legen Sie die Rosette an, Senor, es wird dazu beitragen, daß man Sie milder beurtheilt."

Wahlberg schleuderte das Abzeichen rückwärts über die Schulter in die Luft.

„Mich milder beurtheilt? Ob man mich milder oder strenger beurtheilt, muß mir so lange gleichgiltig sein, bis ich weiß, wer mich hier mit Fragen behelligt und wer sich das Recht anmaßt, mich zu beurtheilen. Ich bin fremd hier und bin schläfrig; wo finde ich die Calle Corrientes, Sennores?"

Es folgte ein langes, tiefes Schweigen. Wahlberg wartete eine Minute; dann drehte er dem Frager den Rücken zu und schien den Kreis verlassen zu wollen.

Der Unbekannte räusperte sich. Der fragende Mazorquero legte die Hand schwer auf die Schulter Wahlbergs.

„Rühren Sie sich nicht, Caballero. Sie haben eben das Abzeichen der Patrioten mißachtet. Man hat Sie gefragt, warum Sie sich zu dieser Stunde auf der Straße befänden; Sie antworteten, daß Sie spazieren gehen. Man hat Sie gefragt, ob Sie die Losung besitzen oder eine Bürgschaft bieten können; Sie besitzen und bieten weder das Eine noch das Andere. Man fragte Sie endlich, ob Sie die Maueranschläge gelesen hätten. Sie haben es gethan. Trotzdem handeln Sie gegen die Vorschriften. Sie fordern den Staat wissentlich heraus, Sennor."

„Was soll das Resumé? Halten Sie mich nicht auf."

„Tausende, die weniger gethan haben, als Sie, sind für schuldig gehalten worden."

„Für schuldig? Mich hält man also ebenfalls für schuldig?"

Der Mazorquero zuckte die Achseln.

„Haben Sie noch etwas zu Ihren Gunsten anzuführen, Caballero?"

Wahlbergs Stimme bebte vor unterdrückter Bewegung. Er trat dicht an den Andern heran.

„Ob ich noch etwas zu meinen Gunsten anzuführen habe? Was soll die Frage, Mann? Handelt es sich hier vielleicht um Tod und Leben? Lassen Sie mich meines Weges ziehen, Sennor. Und wenn es sich in solchen Fällen in der That um Tod und Leben handelt, dann macht die Sache unter Euch ab und laßt den gleichgiltigen, zivilisirten Mann aus dem Spiel, der von Eurem Treiben nichts mehr wissen will, als der Zuschauer, der sich für sein gutes Geld den Platz gekauft hat, welcher von der Bühne am weitesten entfernt ist. Lassen Sie mich gehen, machen Sie Platz."

„Mäßigen Sie sich, Sennor. Wir stehen hier im Namen —"

„Das machen Sie unter sich selber ab. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich habe den rothen Flicken fortgeworfen, weil keiner von Ihnen denselben annehmen wollte und weil ich selber nicht vor Ihnen und vor mir selber in den Ruf der Albernheit kommen wollte. Das sind ebenfalls Dinge, welche Sie unter sich abmachen

müssen. Gegen die Polizeiverfügung habe ich verstoßen, gewiß. Aber nicht absichtlich. Ich habe sie gelesen, aber gleich darauf vergessen. Wenn Sie jetzt mit den Achseln zucken, Sennor, dann beweist das nur, daß Sie daran gewöhnt sind, solche Verfügungen zu lesen und sie zu befolgen. Mir, Sennor, kam diese Verfügung so unwahrscheinlich wie ein Märchen vor, darum habe ich sie sofort vergessen!"

„Derjenige, welcher diese Verfügung dekretirt hat, ist der Staat. Gehorcht der Staat einem nachtwandelnden Fremden, oder der Fremde dem Staat?"

„Wenn das ein Staat ist, dann steht er inmitten der Barbarei, und wenn Euer Diktator Euch eingebildet hat, daß das ein Staat ist, dann ist Euer Diktator ein — ein —"

Der Unbekannte beugte sich über seinen aufgestützten Stock weit nach vorn.

„Nun? Was ist unser Diktator?"

„Ein Bandit, der sich über Euch lustig macht!"

„Was?"

„Ein Bandit!"

Laut und klar schallte das Wort über die Plaza. Von der Seite der Kathedrale wurde das Echo zurückgeworfen.

Sie Alle machten eine Bewegung, als das Wort gefallen war. Aber die Bewegung ging nicht auf Wahl-

berg; sie warfen die Köpfe nach dem Unbekannten herum, Keiner bewegte sich von der Stelle.

Der Fremde stützte sich einen Augenblick noch schwerer auf seinen Stock. Dann richtete er sich, wie es schien, mit einiger Mühe auf, drehte der Gruppe den Rücken zu und machte langsam einige Schritte. Sein Kopf war dabei gesenkt. Er machte nicht Halt, kehrte um und kam ebenso langsam zurück. Den Kopf hob er erst wieder, als er dicht bei der Gruppe war.

Er trat etwas vor Wahlberg; die rechte Schulter desselben wurde von der breiten Schulter des Andern verdeckt.

„Laßt ihn gehen. Ich bürge für ihn. Ich gebe auch die Losung. Rosas oder Tod."

Es folgte eine Bewegung mit der Hand, die nicht ohne Hoheit war. Die Hand wurde mäßig gehoben, beschrieb einen Halbkreis und blieb dann, etwas vorgestreckt, in der Luft liegen.

Die Mazorqueros nahmen die Hüte ab, verneigten sich und schritten rückwärts.

Wieder machte die Hand eine Bewegung, welche einen ähnlichen Kreis beschrieb, aber kürzer war.

Die Mazorqueros bedeckten sich, nahmen abermals die Hüte ab, verneigten sich etwas hastiger und verschwanden in der Nacht.

Der Fremde drehte sich zu Wahlberg um, trat zurück und betrachtete ihn.

Dem war schon lange die Erkenntniß gekommen.

Er wunderte sich, daß sie ihm nicht schon früher gekommen war. Wie natürlich, wie gerechtfertigt klang nicht Alles, was der Fremde im Laufe der Nacht gesagt, wenn man es auf die Stelle zurückführte, von der aus es gesprochen worden war. Nur einer hatte in Buenos Aires so sprechen dürfen, ohne in den Verdacht des tönenden Pathos oder eines überspannten Selbstbewußtseins zu kommen. Nur Einer, eben Derjenige, welcher sich an die Verantwortung in ihrer furchtbarsten Richtung gewöhnt hatte, durfte Personen, Handlungen und Theorien in einer Weise vertheidigen, die auf jedes anderen Lippen unverständlich und lächerlich gewesen wären.

Andersen hatte heute Nachmittag zu Wahlberg gesagt, daß der Diktator wahrscheinlich hundert Meilen von Buenos Aires entfernt in der Pampa weile. Der Däne hatte sich getäuscht.

Nicht Furcht war es, was den Deutschen jetzt erschauern machte. Aber er dachte an die Biedermänner in Britisch Hotel zu Rotterdam, mit denen er vor kurzen acht Wochen Bier getrunken und in deren lustiger prosaischer Gesellschaft das Drama von Buenos Aires ihn wie eine unglaubwürdige Sage berührt hatte, die nicht werth war, eine Minute Nachdenkens zu verdienen.

Das schien gestern geschehen zu sein. Und nun stand er, in demselben Rock, den er an jenem Abend in Rotterdam getragen, auf der Plaza de la Victoria von Buenos Aires, hier ragte die von blauem Mondlicht umflossene Kathedrale empor, dort drüben rauschten die Trauerweiden und der Rio de la Plata, durch die Luft ging es wie ein Wechsel von Gewalt und Klage, und vor ihm stand derjenige, welcher —

Wahlberg entblößte den Kopf und trat zurück.

Der Andere lächelte. Dann kam er langsam näher, berührte Wahlbergs Handgelenk, hob seinen Arm und zwang ihn, den Hut wieder aufzusetzen.

„Nun, Kapitän? Sind Sie mit dem Theatereffekt, mit dem Schlußeffekt zufrieden?"

„Sennor, wenn ich gewußt hätte, daß ich die Ehre hatte, vor dem Staatsoberhaupt zu stehen, würde ich meinen Gedanken eine andere Form verliehen haben," sagte Wahlberg ehrerbietig und leise.

„An der Form ist mir nichts gelegen. Begleiten Sie mich."

Beide schritten nach der Calle San Martin zurück. Bevor sie dieselbe noch erreicht hatten, blieb Rosas stehen.

„Ich setze voraus, Kapitän, daß ich Sie von keiner dringenden Beschäftigung abhalte. Ebenso wenig glaube ich, daß Sie schläfrig sind. Oder würden Sie in

der That vor zwei oder drei Stunden einschlafen können?"

„Nein, Sennor."

„Begleiten Sie mich also."

X.

Beide schritten schweigend nebeneinander die Straßen hinauf.

Wahlberg warf dann und wann einen kurzen Blick auf den Diktator, der, sich schwer auf den Stock stützend und etwas in den Hüften wiegend, mit langen, gemessenen Schritten an seiner Seite ging.

Er dachte noch einmal Alles durch, was er im Laufe der Nacht mit Rosas gesprochen hatte. Sehr besonnen war das Alles nicht gewesen; aber er hätte trotzdem nichts zurücknehmen mögen. Wie eigenthümlich hatte dieser Mann sich nicht bei ihm eingeführt; im Bewußtsein seiner Kraft übte er in diesem Lande im Großen aus, was Wahlberg an Bord seines Schiffes im Kleinen ausüben mußte. Rosas selber hatte es ihm eben gesagt: er *mußte* Herr sein; und wenn er auch Diener sein *wollte*; er konnte nicht anders, er *mußte* Herr sein. Er war eine elementare Kraft, der Vollzieher eines Naturgesetzes. Nebenbei, freilich nur nebenbei kitzelte es dem romantischen Sinn des Deutschen, zu glauben, daß er in diesem außerordent-

lichen Mann zugleich auch einen unglücklichen Mann vor sich habe; über diesen Glauben vergaß er die furchtbaren Zahlen, mit welchen er das Leben und das Gewissen des Diktators belastet wußte. Sympathisch war er ihm von Anfang an gewesen; nun empfand er sich durch die Art und Weise der Begegnung und durch die ganze Persönlichkeit beinahe beherrscht.

Er erwartete, daß Rosas auf eine der trotzigen Ansichten, denen Wahlberg vorhin widersprochen hatte, zurückkommen würde, und bereitete sich auf die Antworten vor. Aber es geschah nicht; das Schweigen dauerte wohl eine Viertelstunde.

Dann drehte Rosas den Kopf.

„Wie kommt es, Kapitän, daß nicht mehr Deutsche in Argentinien einwandern?“

„Sennor, ich weiß es nicht,“ sagte Wahlberg verwundert und etwas zögernd.

Der Andere sah ihn scharf an.

„Sie bilden sich ein, daß ich Ihnen ein Kompliment machen will. Sie irren sich. Ich habe mehrere Feldzüge gegen die Indianer führen müssen; im Süden von Buenos Aires, am Rio Colorado; ich habe dabei Gegenden entdeckt, in welchen Deutsche sich akklimatisiren könnten.“

„Sennor, vielleicht befürchtet man, daß die Kolonisation nicht in Ruhe vor sich gehen könnte.“

„Möglich. Die erste Generation wird wahrscheinlich

zu Grunde gehen; vielleicht auch die zweite. Die dritte wird schon spanische Namen tragen und die Gebräuche des Landes pflegen; aber ich glaube, daß auch diese dritte und noch einige folgende Generationen als Element der Ruhe werden gelten können. Dann haben wir, was wir brauchen."

Wahlberg antwortete nicht.

Der Diktator beobachtete ihn wieder von der Seite.

„Aber das ist es nicht allein, was wir brauchen," fuhr er fort. „Oben in Nordamerika haben die Vereinigten Staaten eben Krieg geführt gegen Mexiko. Das ist nur wenige Jahre her; trotzdem schreibt man mir, daß es in den mexikanischen Provinzen, welche die Vereinigten Staaten an sich gerissen haben, kaum noch einen Mexikaner giebt und daß die spanische Sprache beinahe ausgerottet ist. Wie war das möglich?"

„Sennor, vielleicht sind die Nordamerikaner stärker, als die Mexikaner?"

„Gut. Man hätte sie also mit ihren eigenen Mitteln bekämpfen müssen. Ich will Deutsche hier im Lande haben, damit Nordamerika, wenn es hier unten anlangt, einen Wellenbrecher findet. Ich will eine Mauer bauen und brauche Material."

Rosas wartete auf eine Antwort. Sie kam nicht.

„Ich brauche Material," wiederholte er heftig.

Wahlberg drehte den Kopf.

„Warum lächeln Sie, Kapitän?“

„Sennor, von Ihrer Stelle aus, als Diktator eines großen Landes, haben Sie das Recht, von Material zu sprechen, und weiter nichts zu verlangen, als Ruhe im Innern und Stärke nach Außen. Und von Ihrer Stelle aus muß es Ihnen auch recht sein, wenn das Material sich gefallen läßt, weiter nichts als Material zu sein.“

Es verging eine Minute.

„Wenn Material etwas mehr sein will, als Material, dann sind damit die Zuckungen dekretirt, welche wir in unsern Republiken seit vierzig Jahren vor Augen haben.“ Der Diktator wendete das Gesicht voll zu Wahlberg hin, als er das sprach.

Wahlberg schaute zu ihm auf.

Rosas lächelte.

„Sie glauben, daß Menschen, auch ohne das Material in der Hand eines Stärkeren zu sein, ihn anerkennen, sich ihm fügen und ihm folgen können?“

„Ja, Sennor.“

„Aus Ueberzeugung?“

„Aus Pflichtgefühl?“

„Nicht nur aus Pflichtgefühl?“

Rosas unterdrückte die dritte Frage, welche ihm auf den Lippen zu schweben schien. Schweigend ging er weiter.

„Treue?“ mit tiefer Stimme und das Wort aus

dem Grunde seiner Seele emporholend, flüsterte er es vor sich hin.

Wieder machten sie einige Schritte. Dann legte Rosas die Hand auf Wahlbergs Schulter. Die Hand blieb schwer auf derselben liegen.

„Ich wuchs auf — hören Sie, unter welchem Eindruck ich aufgewachsen und in das öffentliche Leben getreten bin. Es war im Jahre 1810, ich war damals siebzehn Jahre alt; wir hatten uns gerade gegen die Spanier empört. Unter uns gab es einen gewissen Quiroga, einen Burschen, der mit mir gleichaltrig war. Er war von uns zu den Spaniern desertirt, hatte auf beiden Seiten Morde begangen, wurde aber von den Spaniern, welche Leute brauchten, doch behalten. Bald darauf nahmen wir eine Anzahl spanischer Offiziere gefangen, auch Quiroga, welcher damals noch gemeiner Soldat war. Es gelang den Offizieren, das Gefängniß, in welchem sie in Gewahrsam waren, zu erbrechen. Einer öffnete die Zelle Quirogas, der ja zu ihnen gehörte; er verdankte diesem Offizier also nicht nur die Freiheit, sondern auch das Leben; denn einige Tage später wäre er, der Mordbrenner und Deserteur, ohne Gnade von uns füsilirt worden. Treue?"

Rosas lachte leise vor sich hin.

„Als Quiroga auf den Korridor hinaustrat, nahm er eine Eisenstange und schlug seinem Befreier den Schädel

ein. Mit eben derselben Eisenstange schlug er auch einige andere Offiziere nieder und verhinderte die Andern an der Flucht. Durch diese Heldenthat verschaffte er sich bei uns wieder Eingang. Ich lag damals mit zwei oder drei Soldaten meiner Partei verwundet im Korridor des Gefängnisses und bin Augenzeuge gewesen. Quiroga hatte es später unter uns zu hohen Ehren gebracht. Er war zuletzt Gouverneur von La Rioja. Vor wenigen Jahren hat ihn das Geschick erreicht."

Die Stimme des Diktators war herabgesunken. Das war derselbe Mann, der jenen Quiroga, den sogenannten Tiger der Rioja, hatte ermorden lassen und welcher für noch treuloser und blutdürstiger galt, als Jener.

Wahlberg wußte das, und erwiderte nichts.

„Unter solchen Ereignissen bin ich aufgewachsen," wiederholte Rosas. „Solche Eindrücke haben mich erzogen. Treue ist weiter nichts, als die Furcht der Schwächeren vor den Stärkeren, welche die Ersteren zwingt, den Andern nachzufolgen. Weiter nichts."

Wahlberg antwortete auch jetzt nicht.

Nach einer Pause wendete der Diktator den Kopf nach ihm; in demselben Augenblick hob Wahlberg den seinen. Die beiden Männer schauten sich eine halbe Minute an.

Die Augen des Diktators sanken zuerst. Er runzelte

die Stirn; die Hand auf Wahlbergs Schulter wurde noch schwerer. Dann zog er sie zurück.

Er blieb stehen.

„Bleiben Sie bei mir, Kapitän."

„Herr Präsident!"

„Ihr Schiff kann ich für die Truppentransporte auf den Flüssen benutzen; dort kann es dasselbe verdienen, wie anderswo. An Ihrem Schiff freilich ist mir nichts gelegen. Nur an Ihnen!"

„Sennor, ich wüßte nicht, in welcher Weise ich hier nützlich sein könnte."

„Glauben Sie, daß ich Ihnen ein Amt geben will? Sie sollen manchmal zu mir kommen und sprechen, wie Sie denken. Dieses ist meine Stadt, und hinter ihr liegen sechzigtausend Quadratmeilen. Das Alles soll Ihnen offen stehen. Ich will wissen, was Sie denken. Handlungen bleiben Ihnen verboten; aber Sie sollen zu mir sprechen, wie Sie denken. Ohne Beschränkung. Darum allein sollen Sie bei mir bleiben."

Wahlberg schaute ihn an.

Rosas verbeugte sich verbindlich. Ueber sein Gesicht zog Humor und Spott.

„Ohne Beschränkung, sage ich. Sie wissen, daß Sie mich sogar ungestraft Bandit nennen können."

„Herr Präsident, ich hatte bereits die Ehre, zu be-

merken, daß ich, wenn ich die Gegenwart Eurer Exzellenz geahnt hätte, andere Formen —"

Rosas lachte.

„Und ich bemerkte darauf, daß mir an den Formen nichts gelegen sei. Darum lassen Sie die Präsidenten und die Exzellenzen. Ich heiße Juan Manuel. Wenn Ihnen die landesüblichen Formen nicht behagen, dann wenden Sie diejenigen an, welche Sie für gut halten."

„Don Juan Manuel, Sie kennen mich kaum —"

„Das ist meine Sache. Wenn es Ihnen nicht mehr bei mir gefällt, können Sie gehen, wohin es Ihnen beliebt. Sind Sie einverstanden?"

„Ich war auf einen solchen Vorschlag nicht vorbereitet —"

„So denken Sie über ihn nach. Diese Nacht eignet sich dazu. Vorwärts."

Sie schritten wohl eine Viertelstunde die Stadt aufwärts, ohne ein Wort zu sprechen. Die regelmäßigen Häuserquadrate begannen aufzuhören; der Zusammenhang der Straße wurde durch weite, noch brach liegende Plätze und Strecken unterbrochen. Hier und dort war dieser Zusammenhang so sehr gestört, daß die Plätze und unbebauten Strecken in der Mehrzahl waren. Aus manchen hatte man auch ummauerte Gärten geschaffen. Auch diese Stadt schien wie manche in Europa nach einer gewissen Seite hin durch Villen ihren Uebergang in das Feld zu

vermitteln; denn manchmal und seltener, als die Gärten und die brachliegenden Strecken, erhob sich aus ihrer Mitte oder auch an ihrer Grenze ein schönes, elegantes und palastähnliches Haus.

Daß das da hinter den niedrigen weißen Mauern Gärten sein mußten, merkte Wahlberg, mehr noch, als aus dem darüber hinwegragenden Laubwerk, aus dem berauschenden Duft.

Es war der Duft blühender Orangen. Denn es war ja im November, im südamerikanischen Frühling. Der Orangenduft waltete vor; in der Nähe der Häuser, wenigstens einiger Häuser, deren Vorplätze oder seitliche Nachbarschaft mit Blumenbouquets geschmückt sein mochten, wehte Duft von Rosen und Jasmin.

Links kam noch ein einzelnes Haus, rechts eine Gartenmauer. Dann hörte die Straße auf.

Wahlberg blickte auf eine Ebene hinaus, welche unter dem Einfluß des Mondlichts bläulich erschien. In dieser Ebene erhob es sich wie langgeformte, weiche Wellen, welche hinter einander stehen geblieben zu sein schienen.

Rosas hielt an.

„Freund, haben Sie von der Pampa gehört?"

„Ja."

Der Diktator hob den Stock.

„Dort." Er zeigte auf die Ebene.

Sie bogen um die Ecke der Gartenmauer und wendeten sich rechts. Links blieb noch einige Zeit die Pampa sichtbar. Dann kam wieder ein Orangengarten; ihm gegenüber, gleichfalls einen Garten hinter sich und an beiden Seiten habend, aber mit der Fassade an der Straße stehend, lag ein großes stattliches Haus.

Bevor sich die Gartenmauer zwischen die beiden Wanderer und die Pampa schob, blieb der Diktator noch einmal stehen und deutete wieder mit seinem Stock auf die Ebene.

„Von dort bin ich gekommen. Sie kennen die politische Lage in Argentinien, Kapitän?"

„Ich glaube sie zu kennen, Sennor."

„Es ist meine Schuld, daß ich zu lange von der Pampa fort bin. Die Leute, welche dort wohnen, haben in meiner Person einst Buenos Aires erobert. Sie scheinen mich vergessen zu haben; denn es heißt, daß sie Buenos Aires abermals erobern wollen, und zwar in einer Person, welche unter ihnen geboren ist wie ich, die aber länger als ich mit ihnen in Zusammenhang geblieben ist."

Rosas hatte den Stock sinken lassen, und schaute düster über die Pampa.

„In einer Person, von der ich das nicht voraussetzte," murmelte er.

Wahlberg horchte plötzlich auf und drehte den Kopf nach rechts. Es war ihm, als wenn er von dort her

einzelne Töne, einzelne Klänge, vielleicht diejenigen eines Klaviers, vernommen hätte.

Auch Rosas wendete sich gleich darauf ab.

„Nun, Kapitän, haben Sie einen Entschluß gefaßt?"

„Sennor, Ihr Vorschlag ehrt mich hoch. Wenn ich wüßte, warum Sie gerade mich durch solches Vertrauen auszeichnen wollen —"

„Weil ich mich über die Menschen niemals zu täuschen pflege."

Er stutzte; er schien die Klaviertöne ebenfalls zu hören.

„Ueber Einen habe ich mich allerdings getäuscht," murmelte er wieder finster. „Kapitän, Ihre Begleitung und der Gedanke an Sie hat es veranlaßt, daß ich unbewußt in eine Gegend der Stadt gelangt bin, nach welcher es mich am wenigsten hinzieht. Aber es ist ja kein Unglück, und — —"

Seine Stimme verlor sich. Wahlberg wagte ihn nicht zu fragen; sie gingen weiter.

Die Töne wurden lauter und zusammenhängender. Es schien das Suchen nach einer Melodie zu sein.

Wahlberg öffnete plötzlich den Mund; sein Antlitz drückte höchstes Erstaunen aus. Die Melodie, welche sich aus jenen abgerissenen Klängen entwickeln zu wollen schien, hatte er sie nicht schon irgendwo gehört? Aber wann und wo? Wo lag das ferne Land, wo fand er die geschwundene Zeit, in der er sie gehört hatte? Es schien ihm, als müßte er

Jahre überspringen, als gehörte diese Melodie nicht in den Orangenduft hinein, als gemahnte sie ihn an die grünen Meere des Nordens und an seine Kindheit.

Noch eine Minute lang erklang es; dann brach es ab.

Sie waren dem Hause nahe gekommen. Es besaß nur ein Parterre. Die hohen Fenster schlossen unten mit gemeißelten Balustraden aus weißem Marmor ab; einige waren hellerleuchtet.

Rosas schaute zu diesen geöffneten, erleuchteten Fenstern auf, welche durch den Gegensatz zu den Fenstern anderer Häuser, die verbarrikadirt waren, doppelt auffallend erschienen und lächelte spöttisch.

„Nun, Kapitän, haben Sie genau überlegt?"

„Sennor, wenn Sie die Ueberzeugung haben, daß ich nützlich sein kann —"

„Ich habe sie. Schlagen Sie ein?"

Rosas bot ihm die Hand. Wahlberg sah sie nicht; er hatte eben wieder den Kopf nach der andern Seite geschnellt.

„Es zog ein Matrose
Wohl über das Meer,
Am Strande sein Liebchen
Das weinte so sehr — — —"

Noch immer unsicher, noch immer suchend unter der etwas sicherer gewordenen Begleitung des Klaviers, klang das Lied durch die geöffneten Fenster in die Nacht hinaus. In deutscher Sprache und doch nicht deutsch; es war eine

tiefe, bebende Altstimme, welche es sang. Von drüben, von links, wehte der Orangenduft heran, dort oben strahlte das Kreuz des Südens, eine fremde Welt, eine fremde Nacht — wer sang dieses Lied in dieser Nacht?

„Schlagen Sie ein?"

„Ja," sagte Wahlberg theilnahmlos.

Er legte seine Hand in die blutige Hand des Diktators.

Der zog die seine zurück und machte eine wegwerfende Bewegung gegen das erleuchtete Haus.

„In diesem Hause, in welchem man singt und guter Dinge zu sein scheint — die Freunde Desjenigen, der hier wohnt, können nicht meine Freunde sein, und meine Freunde niemals die seinen. Hier wohnt Justo Urquiza.

„Am Strande sein Liebchen,
Das weinte so sehr!"

Dieses Mal hatte die Sängerin den richtigen Ton getroffen. Sicher und trotz allen Bebens leidenschaftlich schwang sich die Melodie über Rosas und seinen Freund hinweg und erstarb drüben zwischen den Orangen.

Ende des zweiten Bandes.